

KulturStadtKultur – Dimensionen und Perspektiven

Dr. Werner Barlmeyer

Meine Damen und Herren,

Ländliches Vorspiel

Gestatten Sie, dass ich meinen Vortrag, der ja Stadt Kultur in den Blick nimmt, mit einem ländlichen Motiv beginne, das, wie wir sehen werden, gleichwohl die Dimension eines national bedeutenden Ereignisses hat und schon immer hatte.

Vor genau einem Monat, am 12. August 2009, nahm die Sächsische Zeitung, sonst ohne große Affektion, weder zum Adel noch zum Waidwerk, den "glorious twelfth" in den Blick. Der Tag steht seit 1831 unterstrichen im Kalender der englischen Aristokratie und Hochfinanz, neuerdings auch von russischen Oligarchen und Hedgefonds Managern. Der "glorious twelfth" ist der Tag, an dem im schottischen Hochland die Moorhuhnjagd beginnt. Die Jagd auf den *Lagopus lagopus scotica* gilt als das feinste Schießen der Welt, nicht zuletzt, weil der Vogel rasant aufsteigt und im Abstreichen unberechenbare Zickzackbewegungen vollführt. Das fordert einen schnellen Blick und eine geübte Hand, zumal traditionsbewusste Schützen an den eleganten Querflinten festhalten. Überhaupt ist Gestandenheit und Understanding angesagt. Wer in neuen Klammotten daherkommt, ist schon taxiert. Am besten man riecht bei diesem männlichen Vergnügen noch strenger als der Hund. Versteht sich von selbst, dass es ein teures Vergnügen ist.

Der Ausflug in die schottischen Highlands bringt mich zu dem englischen Schriftsteller, Philosophen und Kulturkritiker T. S. Eliot, der in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts einige Essays verfasst hat, die unter dem Titel "Der Begriff der Kultur" erschienen sind (rowohlts deutsche enzyklopädie Nr. 136, 1961). Eliot gibt eine Aufzählung dessen, "was hier unter Kultur fällt" – d. h. alle charakteristischen Betätigungen und Interessen eines Volkes: das Derby, die Henley-Regatta, Cowes (Badeort auf der Insel Wight, Sitz des Königlichen Yachtclubs, hier: die dort stattfindenden Segelregatten), der zwölfte August (da ist er, über den wir gesprochen haben), eine Schlussrunde im Pokalwettkampf, die Hunderennen, der Glücksspielautomat, das Wurfpfeilspiel, Wensdayle-Käse, Kohl, im ganzen gekocht und dann in Scheiben geschnitten, Rote Rüben in Essig, Gotische Kirchen aus dem 19. Jahrhundert und die Musik von Elgar." (S. 35)

Ich zitiere nicht ohne Vergnügen, weil es ein schönes Beispiel englischer Ironie ist und weil reichlich Sport und Essen zugelassen wird, wenn auch letzteres eher

in konventioneller Geschmacksrichtung. Das bringt mich auf die beiläufige Frage: Wenn die genannten Ereignisse in jedem englischen Kalender stehen, was steht dann im sächsischen? Was, nachdem die Altäre der Heiligen abgeräumt wurden, die Reformationsjubiläen nur alle hundert Jahre einigen Schwung bringen, dynastisch es nichts mehr zu feiern gibt, der 7. Oktober abgeschafft wurde und der 3. Oktober noch nicht Gemeingut ist – was feiern wir eigentlich? Wenn ich mich nicht täusche, sind es zwei unterschiedliche Anlässe des Gedächtnisses, die weithin Aufmerksamkeit finden und deren Botschaft ernst um Verhängnis, Schuld und Hoffnung kreist. Ich meine das Gedächtnis des 13. Februar in Dresden und die Verkündigung der obersorbischen Osterreiter. Die "Popularisierung" und mediale Rezeption des Osterritts in einer weithin säkularen Gesellschaft ist verblüffend. Sie belegt die Bindungsmacht der Botschaft und der liturgischen und "gebräuchlichen" Formen, in denen sie sich vermittelt.

Bevor wir nun England verlassen, nehmen wir uns bei Oscar Wilde einen Trost mit: "Wer in schönen Dingen schönen Sinn findet, ist ein Kulturmensch: er darf hoffen."

Stadt–Kultur–Stadt

Seit es urbanes Leben gibt, stellt sich zivilisatorischer Fortschritt, stellen sich kulturelle Entfaltungen und Verwerfungen an seine Seite. Irgendwann war Kultur auf dem Lande, konkret im bäuerlichen Lebenskreis nicht mehr recht vorstellbar. Erst im Gefolge der großen Industrialisierungswellen, nach dem lemminghaften Zug in die Mietskasernen, der Proletarisierung und der Heimatlosigkeit, entdeckte Oskar Seyffert, um nur ihn zu nennen, ein Arkadien bei den erzgebirgischen Männelmachern und um die bemalten Lausitzer Bauernschränke. Die Wiederentdeckung der "Volkskunst" und die Freude daran sie wirksam in Szene zu setzen, trieb zuweilen groteske Blüten. So mussten die durchaus gebildeten Bauern des Dorfes Badbergen im Osnabrücker Artland als sie 1905 ein Trachtenfest mit weiter Ausstrahlung und ordentlicher touristischer Vermarktung ausrichten wollten, feststellen, dass sie schon seit mehr als hundert Jahren in städtischer Kleidung dahergingen und an Trachten nur noch unscharfe Erinnerungen hatten, wenn überhaupt.

Dass Stadtluft frei mache, wie der Leitspruch des Aufbruchs in der frühen Neuzeit lautete, galt nur mit Einschränkungen. Gewiss, der Schritt dahin war einer aus der feudalen und klerikalen Bevormundung. Zunächst hieß städtische Freiheit Gedankenfreiheit, auch wenn sie in kleinen Schritten erkämpft wurde. Eine *städtische* kulturelle Leistung war es, die *Gedankenfreiheit* im Laufe von Jahrhunderten in Rechtspositionen politischer Freiheit umgesetzt zu haben. Das gilt für die Freiheit der Meinung, des Glaubens für die Freizügigkeit, den freien Zugang zum Wissen, – kurzum den Prozess der Aufklärung. Was hier am Beispiel

von Freiheit und Fortschritt deutlich gemacht wurde, gilt für das ganze Spektrum dessen, was sich mit *städtischer Kultur* umschreiben lässt.

Im "Dickicht der Städte"

"Wer nichts von den *Ambivalenzen* des Menschen weiß, wird seine von *gegen-sätzlichen* Gefühlen bestimmte Beziehung zur Stadt nur schwer begreifen", hat Alexander Mitscherlich festgestellt, der über die "Unwirtlichkeit", das Bauen, die städtische Umwelt, über Stadtutopien noch heute lesenswerte Beiträge verfasst hat (Sammelband: *Thesen zur Stadt der Zukunft*. Frankfurt/M. 1971):

Wir begeben uns jetzt auf einen historischen Exkurs, der nicht nur auch heute nachzudenkende Gedanken enthält, sondern uns auch nach Dresden führt.

Der Philosoph und Begründer der Soziologie in Deutschland, Georg Simmel (1858-1918), hielt 1902 im Begleitkolloquium zu der an sich schon spektakulären Dresdner Städteausstellung einen nicht weniger bedeutsamen Vortrag mit dem Titel "Die Großstädte und das Geistesleben", der 1903 im Jahrbuch der Gehe-Stiftung veröffentlicht worden ist. In seinem Blick sind Großstädte, d.h. die amorphen Agglomerationen wie sie das Industriezeitalter hervorgebracht hat.

Neu ist der Ansatz, dem Typus des Großstadtmenschen mit Hilfe von psychologischen Beschreibungsmustern auf die Spur zu kommen.

Ich versuche einige Thesen zusammenzufassen:

1. Der ständige Wechsel von Eindrücken, die Mannigfaltigkeiten des wirtschaftlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Lebens stiften den *intellektualistischen* Charakter des großstädtischen Seelenlebens im Unterschied zu gefühlsmäßigen Beziehungen in den Dörfern und Kleinstädten.
2. Die geistige Haltung des Großstädtlers wird als *Reserviertheit* ausgemacht. Damit ist nicht nur Gleichgültigkeit gemeint, sondern eine "leichte Aversion, eine gegenseitige Fremdheit und Abstoßung".
3. Die *Reserviertheit* aber gewährt dem Individuum ein Maß von persönlicher *Freiheit*, zu der es in anderen Verhältnissen keine Analogie gibt. Die Lebensbedingungen der "großen Kreis" gewähren Freiheit in unmittelbarer Korrelation zu körperlicher Nähe, Enge und geistiger Distanz.
4. "Die Entwicklung der modernen Kultur charakterisiert sich durch das Übergewicht dessen, was man den objektiven Geist nennen kann, über den subjektiven, d.h., in der Sprache wie im Recht, in der Produktionstechnik, wie in der

Kunst, in der Wissenschaft, wie in der häuslichen Umgebung ist eine Summe von Geist verkörpert, derem täglichen Wachsen die geistige Entwicklung des Subjekts nur sehr unvollständig und in großem Abstand folgt."

Es ist wohl wahr: Nach mehr als hundert Jahren muten diese Ansätze sozialpsychologischer Wissenschaft inhaltlich und methodisch seltsam fern an, zugleich aber wird das unaufhaltsame Davoneilen des objektiven Geistes (mit Simmel) deutlich. Kurz: die Welt ist klarer erklärt, aber aus dem alten Unwissen hat die neue Unübersichtlichkeit nicht wirklich weitergeholfen.

Fluchtpunkt Heimat

Simmel war der "Blasiertheit", der Aversionen und Aggressionen in den Konnotationen des großstädtischen sozialen Lebens auf der Spur, da ist ihm die Frage, wie heimatlich die Großstadt sei oder doch empfunden werde, nicht in den Blick gekommen. Dabei hätte er, Berliner der er war, Vater Zille in seinem "Milljöh" nur über die Schulter schauen müssen. Zilles "Milljöh" bei aller Verelendung, wirkt als auf eine seltsame Art heimatlich. Und natürlich sind Großstädte "Heimaten" wenn sie intakt sind. Es wäre eine spannende Exkursion, den heimatlichen Empfindungen des Großstädters und ihren Ausdrucksformen nachzugehen. Aufgabe der empirischen Sozialwissenschaften könnte es sein, dafür Basismaterial zu liefern.

Städte wirken als Psychotope (Richard Neutra), sie vermitteln ein Stück Selbstvergewisserung für den, der dieser Stadt mit verdankt, was er ist. Das macht die Stadt zum Lieblingsobjekt ihrer Bürger: Sie ist Ausdruck einer die Generationen umfassenden Gestaltungs- und Lebenskraft. Sie ist jung mit jedem neuen Tag und besitzt ein Alter, das länger dauert als das der Einzelnen, die in ihr aufwachsen. Die Stadt wird Schutzmantel in den Stunden der Niedergeschlagenheit oder Kulisse festlicher Inszenierungen. Alexander Mitscherlich hat in seinem Aufsatz "Vom möglichen Nutzen der Sozialpsychologie für die Stadtplanung" festgestellt: "Zur Heimat werden die Orte in der Welt, in denen das Risiko der Erkundung (am eindrucksvollsten bei den Ersterfahrungen der Kindheit), das Risiko der Abenteuer also, sich mit dem Erlebnis der Sicherheit verbunden hat. Auf die Rückzugsmöglichkeit kommt es an, auf die Antwort, wenn man sich in Not fühlt". (S. 41) Der These soll hier nicht weiter nachgegangen, aber vielleicht doch die Frage gestellt werden: Wollen wir die Heimat und uns als Heimatliebende nicht auch an ihren und unseren integrativen Leistungen messen lassen? Könnte es nicht eine Aufgabe sein, für andere Heimat zu schaffen? Ja, das soll so sein und dann ist "Heimat" mehr als ein schönes Gefühl, nämlich Aufgabe, Verbindlichkeit und ein Stück konkreter sozialer Utopie.

Bunte Blätter

Im Untertitel unseres Themas sind Plan und Kreativität in einen vermuteten Gegensatz gestellt. Wir versuchen uns zunächst über den Wandel von Kulturangeboten klar zu werden und wenden uns im Jubiläumsjahr des Herbstes 89 einfach der Zeitungslektüre zu.

Die "Union", Organ der CDU, lässt in ihrer Wochenendausgabe vom 26./27. August 1989 nichts von dem Wetterleuchten nach Öffnung der ungarischen Grenze aufscheinen und berichtet unter dem Titel "Eindrucksvolles Friedensfest im Zeichen des DDR-Jubiläums " ausführlich über den 20. VDJ-Solidaritätsbasar in Berlin (VDJ = Verband der Journalisten)

In den Kulturnachrichten wird auf die Kreuzvesper verwiesen, auf eine Ausstellung der evangelischen Kirchengemeinde Pirna "Aktion T 4" zum 50. Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges und der Morde auf dem Sonnenstein unter dem vernebelnden Wort "Euthanasie". Peter Gehrisch bespricht den Roman "Die Ernennung" von Alexander Bek und Kirsten Sturm die sehr verspätete deutsche Übersetzung von Makanins Erzählband "Stimmen". Sehr eindrucksvoll in großformatiger Anzeige die Ankündigung der 3. Dresdner Tage Zeitgenössischer Musik. Ein spannungsvolles, qualitätvolles experimentelles Programm mit 32 Veranstaltung in internationaler Besetzung.

Die Seite mit Anzeigen und Nachrichten gliedert sich in vier Spalten und fasst jeden Informationsabschnitt, wie freudig oder traurig er auch sein mag, in einen schwarzen Kasten. So steht links zunächst das umfangreiche Kinoprogramm. In der nächsten Spalte folgt der Hinweis auf verschiedene Orgelkonzerte in Dresdner Kirchen, aber auch auf das Sondergastspiel der Herkuleskeule im Parktheater am Palaisteich und dann noch der Hinweis der VEB Verkehrsbetriebe an die "Werten Fahrgäste" auf Fahrplanänderungen. Es schließen sich zwei Spalten mit Wünschen nach Wohnungstausch und Todesanzeigen an.

Die "Sächsische Zeitung" in derselben Wochenendausgabe ist kaum informativer. Sie titelt mit "Dank und Anerkennung für verlustarme Einbringung der Ernte" und bringt im kulturellen Nachrichtenteil die Konzert- und Theaterpläne der Woche. Auch die sonst farbigere "Dresdner Stadtrundschau" vom 24.8.1989 konzentriert sich diesmal eher auf Stadtteil- als auf Kulturnachtichten.

Die so angekündigten kulturellen und künstlerischen Leistungen sind hier weder zu beurteilen noch in Zweifel zu ziehen. Und mit Verwunderung wird bei der Lektüre wieder einmal bewusst, in welchem Maße sich während der vergangenen zwanzig Jahre Technik, Darstellungsmittel und Ästhetiken von Printprodukten verändert haben, natürlich auch die mediale Wahrnehmung und Mediереzeption.

Die "Dresdner Neuesten Nachrichten" vom 7.9.2009 bringen auf zwei ganzen und eng bedruckten Seiten das Besichtigungsprogramm zum morgen zu begehenden "Tag des offenen Denkmals" für Dresden und Umgebung. Ich habe nicht genau nachgezählt, aber die Vielzahl ist überwältigend und die Vielfalt der Ideen für die Inszenierung von Räumen, für Geschichten um ein Haus und einen Garten ist es erst recht. Fülle und Farbigkeit dieses *einen* Veranstaltungstages sind eindrucksvolle Chiffren: Offene Häuser und Gärten für das, was eine offene Gesellschaft ist oder sein kann oder sollte. Zu den wichtigsten Veränderungen seit dem Herbst 89 zählt die Möglichkeit das zu tun, was man mit dem Rechtsbegriff der Korporationsfreiheit bezeichnet. Die Gründung von Vereinen, der Zusammenschluss in Initiativ- und Projektgruppen, das organisierte "Kümmern" gehören dazu. Das ist nicht neu: – das 19. Jahrhundert nach den Befreiungskriegen ist das einer spezifischen Vereinskultur – aber es ist hier und in diesem Fall ein neuer Gewinn. Vereine als Plattformen für Interessen und Betroffenheit.

Wir können und sollten unsere aktuelle Presseschau demnächst mit dem Blick darauf fortsetzen: Was ist und geschieht in Initiative und Trägerschaft von Vereinen und Gruppen? Das Ergebnis ist überraschend hoch und – ermutigend.

Ist Kultur planbar?

Bertolt Brecht schreibt in der "Dreigroschenoper" einen schönen Refrain:

"Ja, mach nur einen Plan,
sei nur ein großes Licht,
und mach noch einen zweiten Plan,
gehn tun sie beide nicht:"

Er hat in beidem recht. Einen Plan durchdacht und aufgeschrieben zu haben, bereitet Vergnügen und Genugtuung, doch dann – hier ziehe ich Erich Kästner als Zeugen bei: "Je üppiger die Pläne blühen, desto verwickelter wir die Tat."

Natürlich ist Kultur und sind auch die Künste planbar. Noch mehr: Ordnung, Form, Abfolgen und Gliederungen sind konstitutive Bestandteile. Der Gedankenblitz bleibt, einer Metapher Heines folgend, ein Spannungsluftgebilde, wenn ihm nicht der Donner der Tat folgt. Es gibt Bühnenspielpläne und Konzertpläne, der Roman wird geplant, das Gedicht entsteht in artifizierter Tektonik, selbst der Kulturbeutel wird nach millimetergenauem Muster gefertigt.

Was wir meinen, ist eine Bilanz und eine Programmatik mit der die öffentliche Hand (Kulturverwaltung) kulturpolitisch in die Zukunft denkt. "Kulturentwicklungspläne" zu schreiben hat epidemische Phasen durchlaufen. Es begann Mitte der achtziger Jahre in der Stadt Osnabrück, fand viele begeisterte Nachahmer,

wurde in den neunziger Jahren auch den ostdeutschen Kommunen als Heilmittel gegen Finanznot angedient und ist, soweit ich es überschaue im Augenblick außer Mode gestellt.

Ich selbst habe mich dieser zwar reizvollen, aber kräftezehrenden Prozedur dreimal als Verantwortlicher unterzogen, 1988/89 für den Landkreis Osnabrück und 1992 und 1996 bis 1999 für die Stadt Dresden.

In der Bilanzierung beschränke ich mich hier auf einige Feststellungen. Vielleicht haben wir in der Arbeitsgruppe noch Gelegenheit zur Vertiefung.

Die Forderung, ein Kulturentwicklungsplan müsse her, kommt immer zur Unzeit, nämlich bei klammer Lage der öffentlichen Haushalte. Eigentlich sollte man Pläne in Schönwetterperioden machen: Der Kopf ist freier und die Phantasie beflügelter. Wie auch immer: Räte, Bürgermeister und Landräte und die Fachverwaltungen sollten das Projekt als Chance verstehen, sich über Zustände, Ziele und Prioritäten klar zu werden. Meine Erfahrungen fasse ich in zehn Thesen zusammen:

1. Aufwand (Motivation, Organisation, Zeitdauer, Kosten) nicht unterschätzen
2. Breite Beteiligung (Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft, Bürgerschaft) organisieren
3. Arbeitsprozess strukturieren
4. Effiziente Arbeitsstrukturen schaffen
5. Diskussion über Ziele und Methoden führen
6. Den zuständigen Fachausschuss regelmäßig informieren
7. Große Sorgfalt auf Inhalt und Gestaltung des Produktes (KEP) legen
8. Eine wirkungsvolle Präsentation des Produktes vorbereiten
9. Ein wirkungsvolles Controlling installieren
10. Sich daran freuen, es geschafft zu haben, Kurshalten bei der Umsetzung und sich nicht wundern, wenn die politischen Gremien immer wieder mit neuen Ideen kommen.

Dazu ein aktuelles Beispiel: das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst hat 2009 ein zweites Museumskonzept vorgelegt. Darin wird für das in der Nutzung schwierige und in der Rekonstruktion kostenaufwändige Japanische Palais in Dresden eine museale Nutzung für die naturwissenschaftlichen und ethnografischen Sammlungen mit einem besonderen Bildungsschwerpunkt vorgeschlagen. So weit die Fachministerin. Es vergingen nur wenige Wochen und es war Wahlkampf, da forderte der Ministerpräsident das Palais solle genau das wieder werden, wofür es August der Starke bestimmt hatte, nämlich Präsentationsort für die einzigartigen Sammlungen von Keramiken und Porzellan. Da mochte auch der Vorsitzende der Liberalen nicht abseits stehen und brachte gleich das Komplizierteste ins Spiel, was man mit einem Museum unternehmen

kann, nämlich so etwas wie ein Sächsisches Nationalmuseum. Ich möchte diese Entwürfe nicht inhaltlich diskutieren, sondern nur deutlich machen, was zwischen Vision und Tat alles geschehen kann.

Aufgaben und Ziele

Wir haben uns im Verlauf dieses Vortrags die Muße gegönnt, mit Georg Simmel eine Sozialpsychologie der Großstadt im Kaiserreich zu vergegenwärtigen.

Gut hundert Jahre später sind wir Zeugen einer atemberaubenden Rasanze des Wandels mit kulturellen Konsequenzen und Auswirkungen auf die Kultur. Die Formel heißt: eine kontinuierliche Diskontinuität, in der es gleichwohl Individualität und Heimat in dem beschriebenen Sinne zu bewahren gilt. Was als "Globalisierung" beschrieben wird könnte heißen: Ich kann in die Welt aufbrechen, tatsächlich oder virtuell, und ich habe, wenn ich genauer hinsehe, die Welt überall zu Hause. Wenn Sicherheit und Sozialbindungen abnehmen, nehmen die Wahlmöglichkeiten zu. Aber was wähle ich und warum?

Prof. Karl Lenz, Inhaber des Lehrstuhl für Mikrosoziologie der TU Dresden, nennt im einleitenden Teil (S. 10 f.) zum Kulturentwicklungsplan der Landeshauptstadt Dresden drei zentrale Tendenzen des aktuellen Gesellschaftswandels, auf die ich hier kurz Bezug nehmen möchte:

1. Demografischer Wandel
2. Destandisierung des Lebenslaufs (Diskontinuität der Biografien)
3. Polarisierungstendenzen ("Gesellschaft des Weniger" und "Gesellschaft des Mehr")

Was ist und was steht uns dann bevor? Weniger Kinder und Jugendliche, mehr Alte und Hochbetagte, mehr Bürger mit Migrationshintergrund, mehr segmentierte Arbeitsbiografien, weniger Chancengerechtigkeit, tendenziell mehr Armut, geschlossene Milieus usw.

Was aber macht die Stadt der Zukunft aus, wobei die Zukunft schon heute beginnt? "Die Stadt der Zukunft", sagt Alexander Mitscherlich, "ist so viel wert wie die Kraft ihrer Bürger sich übertriebenen Anpassungszwängen mit kritischer Einsicht entgegenzustemmen, nach Besonderheit statt nach Konformität zu drängen, ihr eigenes Urteil zu suchen statt sich dem der Öffentlichkeit bereitwillig anzuschließen" (S. 65). Er nennt das an anderer Stelle *konstruktive Utopien*. "Das Utopische liegt in der Hoffnung, dass Veränderungen des Bewusstseins möglich und dadurch auch Lösungen zugänglich werden, die der sogenannte "Realist" heute nicht zu glauben wagt" (S. 97).

Wenn die Forderung aufgemacht wird, die Stadt solle *urban* sein, ist das keine Tautologie, sondern eine Qualitätsbestimmung. Es schließt die gewonnene Freiheit ein und die mitmenschliche Sorge, die planende Sicht bei der Gestaltung des urbanen Lebensraumes, nicht zuletzt die ausgleichende und integrierende Leistung. Wohlgemerkt: Von der Stadt zu sprechen, heißt die Bürger zu meinen und sie in die Pflicht zu nehmen.

Welche Funktion kann Kultur dabei einnehmen und welche Positionen besetzen? Wo Gegensätze schärfere Konturen gewinnen, Brüche sich auftun, können *Brücken* neue Übergänge und Übersichten ermöglichen. Ich nenne im folgenden einige Aufgabenfelder und füge Stichworte für Arbeitsschritte hinzu.

1. Bildung

Es gibt niemanden, der nicht der Feststellung beipflichtet, die Organisation der Bildung und der Erfolg am Ende dieser Bemühungen sei eine Kardinalfrage für die Zukunftsfähigkeit dieses Landes. Obwohl das Thema seit langem in regelmäßigen Abständen groß ausgerufen wird, hat niemand das Gefühl es gehe damit wirklich voran. PISA-Studien und wie in dieser Woche der OECD-Bericht im Länderranking der Aufwendungen lösen zwar Entrüstungen aus, aber ohne den beschriebenen Blitz des Gedankens geschweige denn den Donner der Tat. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass Wilhelm von Humboldt in seinen nur dreizehn Monaten als preußischer Kultusminister Leitlinien und Konzeptionen des Gymnasiums und der Universität entworfen hat, die mindestens bis zum Ersten Weltkrieg die besten in Europa waren, glaubt man ein Märchen zu hören. Humboldt freilich hatte der preußischen König im Rücken, der keinen Bedarf an weiteren Experten hatte und die Sache einfach per Kabinettsverfügung Wirklichkeit werden ließ. Das ist zum Glück vorbei und in demokratisch und noch dazu föderal verfassten Gesellschaften darf jeder an den Entscheidungsprozessen mitwirken. Ich komme zu weit ab und stelle fest:

- Bildung ist das Megathema, es fordert die öffentliche Hand und das persönliche bürgerschaftliche Engagement
- durch Bildung ist u. a. der sozialen Ausgrenzung entgegenzuwirken
- dazu bedarf es: ausreichend Kinderkrippen- und Kindertagesstättenplätze
- Ganztagschulen
- die Festlegung von Bildungszielen

2. Mehrgenerationenprojekte

über Tendenzen und Auswirkungen der demografischen Entwicklung haben wir heute Vormittag gehört. Für die Kulturangebote ergibt sich daraus eine Berücksichtigung der Interessen älterer Mitbürger ebenso wie der von Kindern, Jugendlichen und Familien. Das findet üblicherweise alters- und gruppenbezogen statt.

Die Seniorenakademie wendet sich an Ältere und die Jugend&Kunstschule an Jüngere, die Volkshochschule erreicht in einer deutlichen Mehrheit Frauen, obwohl die Kurse für alle offen sind. Es gibt problematische Grenzfälle, etwa wenn ein Kino alte Filme für alte Leute mit anschließendem Kaffeetrinken anbietet. Spannend wird es da, wo Kultur Modelle von Brücken zwischen den Generationen aufmacht. Die mit Bundesförderung vor zwei Jahren initiierten Mehrgenerationenhäuser bieten dazu einen Erfolg versprechenden Ansatz, auch wenn es dazu eines langen Atems bedarf. Museumspädagogische Projekte "Großeltern lernen mit ihren Enkeln" machen Fragen um die "verschwundenen Dinge" auf und geben Anlass für Geschichten zur Alltagskultur. Überhaupt bietet das Thema um Gedächtnis in der Familie – was wir aufgehoben haben und worüber wir sprechen können – viele Ansätze für generationsübergreifende Aktionen. Es beginnt im Kleinen und kann sich vielleicht fortsetzen als bürgerhaftliches "Kümmern".

3. Integration

Die Zunahme des Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund, aber auch, wo gegeben der Zuwachs an Tourismus und internationale Wirtschaftsansiedlungen erfordern nicht nur Akzeptanz, sondern die aktive Zuwendung zu anderen. Warum ist die Neigung so gering, dass Fremde zu Hause zu entdecken?

4. Kulturelle Bildung

Kulturelle Bildung als Teil der allgemeinen Bildung ist mehr als Vermittlung ästhetischer und musischer Kompetenz. Sie zielt auf eine umfassende Persönlichkeitsbildung, fordert Sinne, Fantasie, Kreativität.

Hinweise: Integrieren in die Studentafel der Ganztagschulen, Netzwerke bilden, Projekte entwickeln, Erfahrungsorte erkunden.

Welche Impulse können Eltern, Freunde, Schule etc. geben?

Hinweis auf das Projekt des SMK "Jedem Kind ein Instrument"

5. Vermittlung technischer und ästhetischer Medienkompetenz einschließlich der Fähigkeit auszuwählen

6. Im Wettbewerb mit anderen Städten oder Landkreisen das besondere Profil, das "Heimatliche" zur Geltung bringen. Mit Sinn für Anspruch und Qualität und mit Offenheit für Neues.

7. Den Diskurs über diesen Prozess führen und vorantreiben.

In diesem Rahmen war es nur möglich, einige Arbeitsfelder gleichsam als Suchschnitte zu beschreiben. Wir müssen daran weiter optimistisch arbeiten, auch

wenn das eine oder andere Vorhaben gefährdet ist oder scheitern sollte. In seinem Aufsatz "Über das Marionettentheater" stellt Heinrich von Kleist die Frage, wie man denn nach dem Sündenfall zu einem neuen Stand der Unschuld gelangen könne. Seitdem wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, sei das Paradies verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssten die Reise um die Welt machen und sehen, ob es von hinten irgendwie wieder offen ist.

Christliche Religion – Herzstück aller Heimat und Ursprung von Schönheit

Heimat widerfährt, wohltuend **und** verstörend, und sie eröffnet Räume in einer Lebens-Zeit, die unvergleichlich bleiben zu allen späteren Räumen. Heimat findet und bindet eher mich, als dass ich mich für sie entscheide und über sie befinde. Heimat ist Notwendigkeit, mit allen angenehmen und unangenehmen Seiten. Beispiel DDR.

1. Kern der meisten neu gegründeten und auch der vom Christentum eroberten oder geerbten Städte ist ein Kapellen- oder Kirchenbau oder ein umformender Umbau eines vorhandenen Ortes und Gebäudes. Zuweilen werden auch Klöster als Stätte der Anbetung und Anrufung Gottes Beginn späteren städtischen Lebens. Lob, Dank, Bitte und Klage sind hoch emotional besetzte Stationen und elementare Äußerungen menschlicher Gemeinschaft.
Lange ehe Wohn- und Nutzbauten aus Stein errichtet und nach Kräften geschmückt werden, wurden geistliche Gebäude aus dauerhaften Materialien errichtet, zuweilen sogar überhaupt als erstes Gebäude einer Ansiedlung.
2. Kunst in den Bauformen und als Schmuck, Ornament am und im Gebäude sind vor allem **Ausdruckweisen von Freiheit und Ehrfurcht**. Sie sind nicht notwendig, sie haben keinen unmittelbaren Nutzen und sind nicht Ausdruck eines äußeren Müssens, sondern eines unwillkürlichen inneren Dranges (religiös) empfindender Menschen. Sie sind, wenn schon, dann mehr als notwendig. Da ist ein **Feuer** nicht endender **Anfänglichkeit** von innen. Und zwar einer Anfänglichkeit, die gerade nicht dem Menschen gilt, sondern Gott.
3. Dieses Feuer ist aber nicht verzehrender, sondern gestaltender Art. Denn **Mathematik, Musik und Mystik** sind die drei aufeinander bezogenen inneren Säulen christlicher Gotteshäuser. Diese Dreiheit müsste hier ausführlich entfaltet werden nach der architektonischen, akustischen und der gleichermaßen erhebenden wie vertiefenden Dimension. Sie geht zwar zurück auf Platos Dialog „Timaios“. Hinzu tritt aber nun neu eine lebendig-belebende spezifische Unregelmäßigkeit christlicher Architektur, - gewissermaßen das allzu Glatte und Exakte vermeidend. (Die historistischen Architekturzitate der Neo-Gotik, Neo-Renaissance... verfehlen durch ihre allzu exakte **W i e d e r**holung genau dieses Wesensmerkmal. – Frauenkirche in Dresden!) Denn diese Unregelmäßigkeit ist es, die die ideale antike Kosmosvorstellung überbietet und sie leitet sich her aus der biblischen Schöpfungslehre, die umspielt ist vom Wissen um das bedrohlich Chaotische, Vorläufige, vom Gefährdeten und stets Unabgeschlossenen, Unvollkommenen der Schöpfung. Zudem scheint es so zu sein, dass dem biblischen Bilderverbot und dem Wissen um Gottes des Schöpfers, Erlösers und Richters **Unvergleichlichkeit**, zu der menschliches Bauen und Schaffen ja in faktisch unvermeidliche Konkurrenz (Hybris) tritt, ein gewisser ödipaler Komplex zugrunde liegt.
Biographische Angaben, Exkurs, zu meiner Biographie: meine Orte: Estedt – Dorf in der Altmark, Gardelegen, Naumburg, Halle/Saale, Gefängnis in Halle und Bitterfeld, Berlin, Naumburg wieder, Leuna, Halle, Kakerbeck/Altmark, Dresden, Meißen, Greifswald, Dresden; Fragmente von Heimat in allen Orten und Lebenszeiten.
4. Ein Gott vom Menschen gewidmetes Kunstwerk ist nie vollkommen genug, nie **schön** genug und teuer genug. Wir sollen und müssen zurückbleiben hinter Gott. Daher kommt einerseits das unablässige Streben, noch einmal und wieder und wieder neu und besser zu bauen und zu schmücken, und andererseits können diese – zitternden! –

Versuche nicht enden. Christliches Bauen und Schaffen wird selbst zum Gottesdienst, damit nur ja menschliche Selbstvergötzung vermieden werde.

Säkulare Kunst ahmt in aller Regel geistlich-religiöse Kunst nach.

5. Verstehen und Bewahren (Denkmalspflege) dieser Tradition ist nicht Nostalgie, sondern der Aufruf, nicht abzustürzen aus inspirierender Höhe in bloße Alltäglichkeit und Nützlichkeit. Moderner Funktionalismus ist allenfalls ehrlich, weil und insofern er unsere Armut bekundet. Funktionalismus und gar Dekonstruktivismus sind aber – unmenschliche - Sackgassen, aus denen man nur fliehen kann, wenn sie alles beherrschende Bestrebungen werden sollten.

11. September 2009

gez. Eduard Berger



***Erfolgreiches Stadtmarketing – Zusammenspiel
zwischen Wirtschaft, Kultur und Verwaltung***

*Dr. Bettina Bunge,
Geschäftsführerin Dresden Marketing GmbH*

12. September 2009

Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

Dresden.
Dresdner



Agenda

1. Was hat Stadtmarketing mit „Heimat Stadt“ zu tun?
2. Tourismusentwicklung in Dresden
3. Dresden Marketing GmbH
4. Thesen

1. Was hat Stadtmarketing mit „Heimat Stadt“ zu tun?

Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

Dresden.
Dresdner

Stadt, Bürger und Marketingorganisation im Verbund

- Alle Bürger einer Stadt sind Botschafter und damit Vermarkter ihrer Stadt!
- Lebensqualität und Stadtentwicklung sind Grundlagen für erfolgreiches Stadtmarketing:

Wenn sich Bürger wohl fühlen,
kommen auch Touristen, Studenten und Unternehmer!

2. Tourismusentwicklung in Dresden



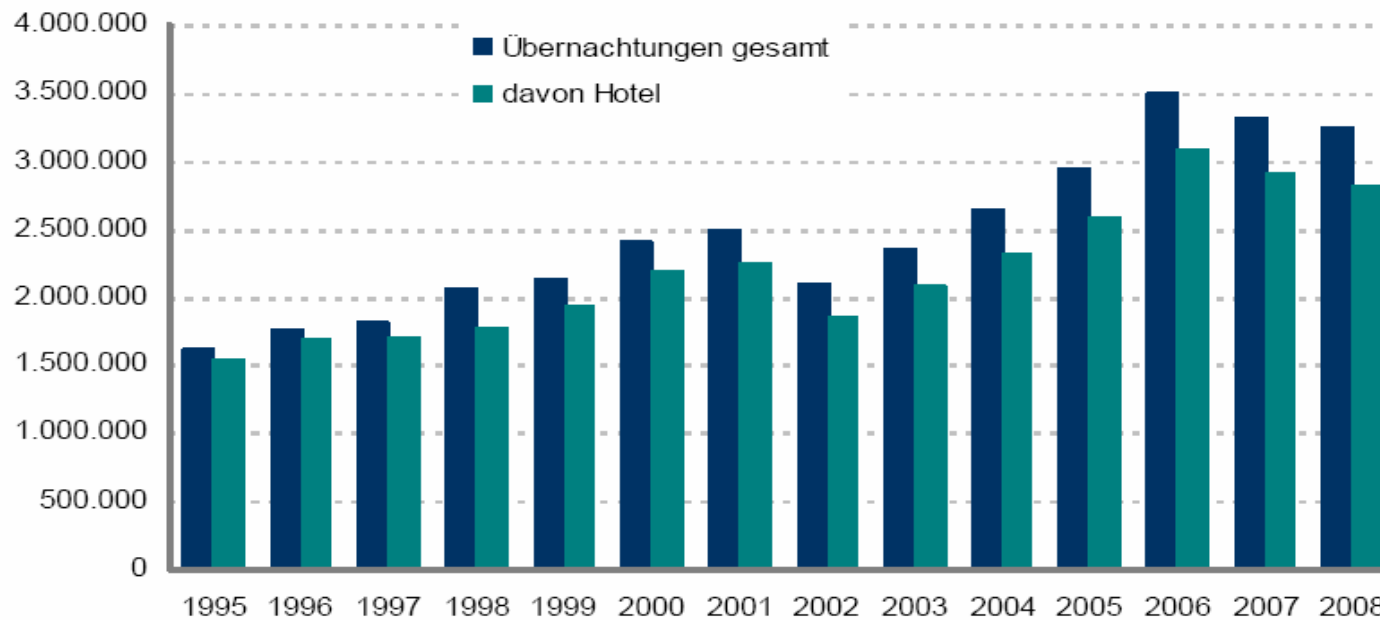
Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

Dresden.
Dresdner

2008 - 3,2 Mio. Übernachtungen in Dresden

Übernachtungsentwicklung in Dresden 1995 – 2008



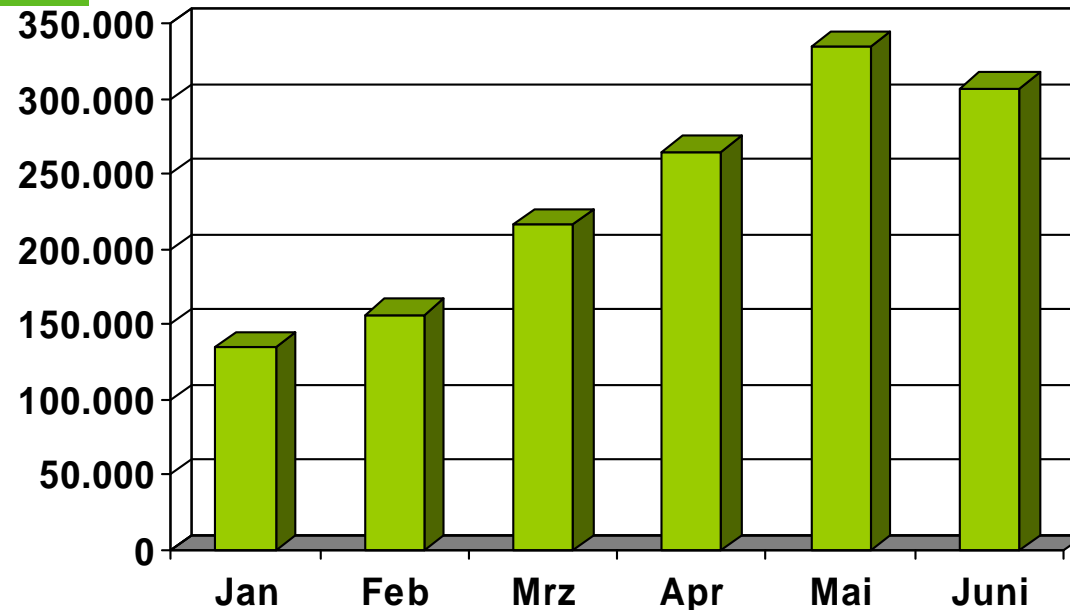
Quelle: Statistisches Landesamt Sachsen

Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

Dresden.
Dresdner

Übernachtungsentwicklung 1. Hj. 2009 in Dresden



Quelle: Statistisches Landesamt Sachsen

	ÜN
Jan	134.955
Feb	156.825
Mrz	216.602
Apr	264.991
Mai	334.330
Juni	307.299
Gesamt	1.413.047

→ 1.413.047 Übernachtungen (82,7% aus dem Inland, 17,3% aus dem Ausland)

→ -0,2 % gegenüber 1. Hj. 2008; (Deutschland: -7 %)

→ 2,2 Tage ø Aufenthaltsdauer; 43,3 % Bettenauslastung

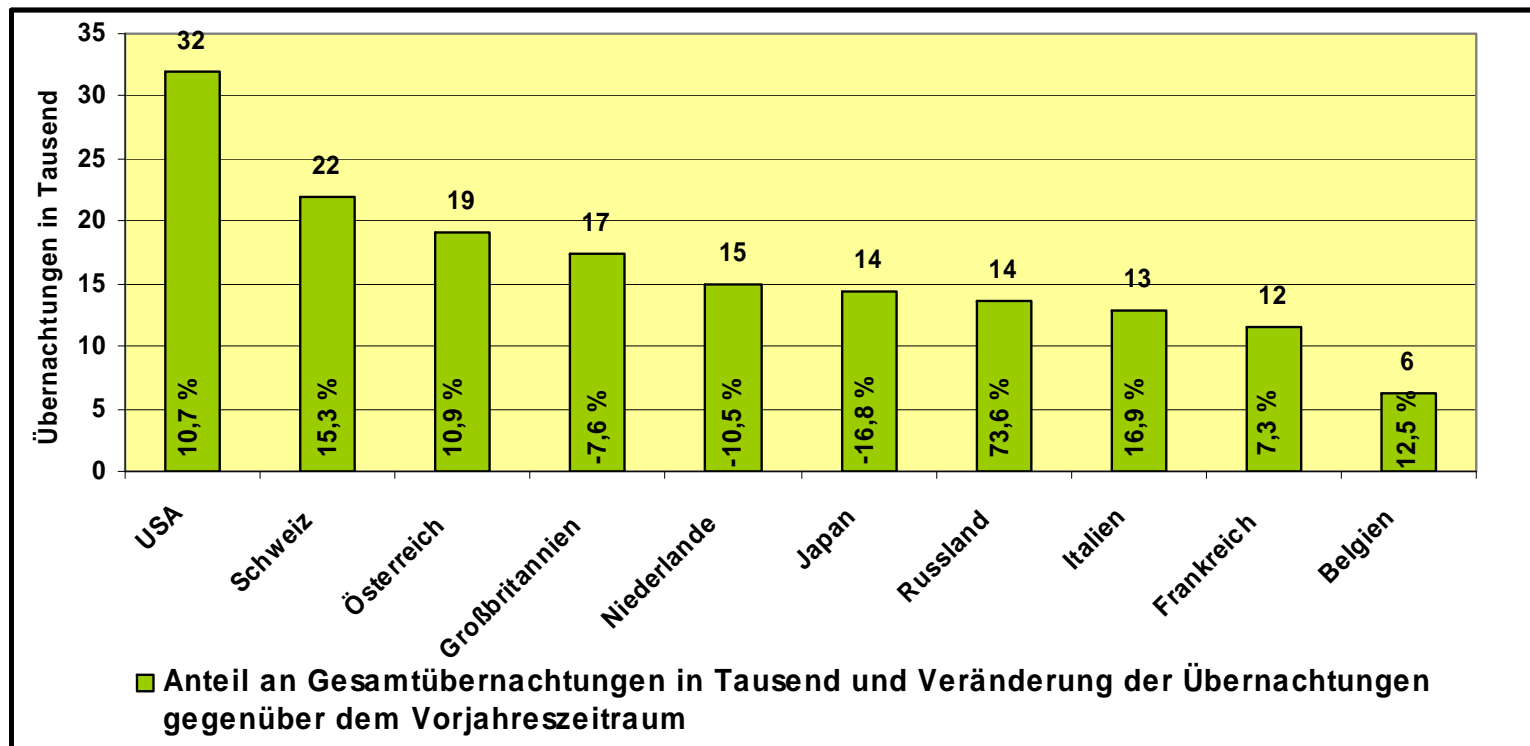
Tourismusentwicklung in Dresden 2007 bis 2009

	2007	2008	1. Hj. 2009
Übernachtungen	3.314.512	3.247.224	1.413.047
Vergleich zum Vorjahr	-5,3%	-2,0%	-0,2%
Aufenthaltsdauer	2,2 Tage	2,2 Tage	2,2 Tage
Bettenauslastung	54,0%	49,4%	43,3%

Quelle: Statistisches Landesamt Sachsen

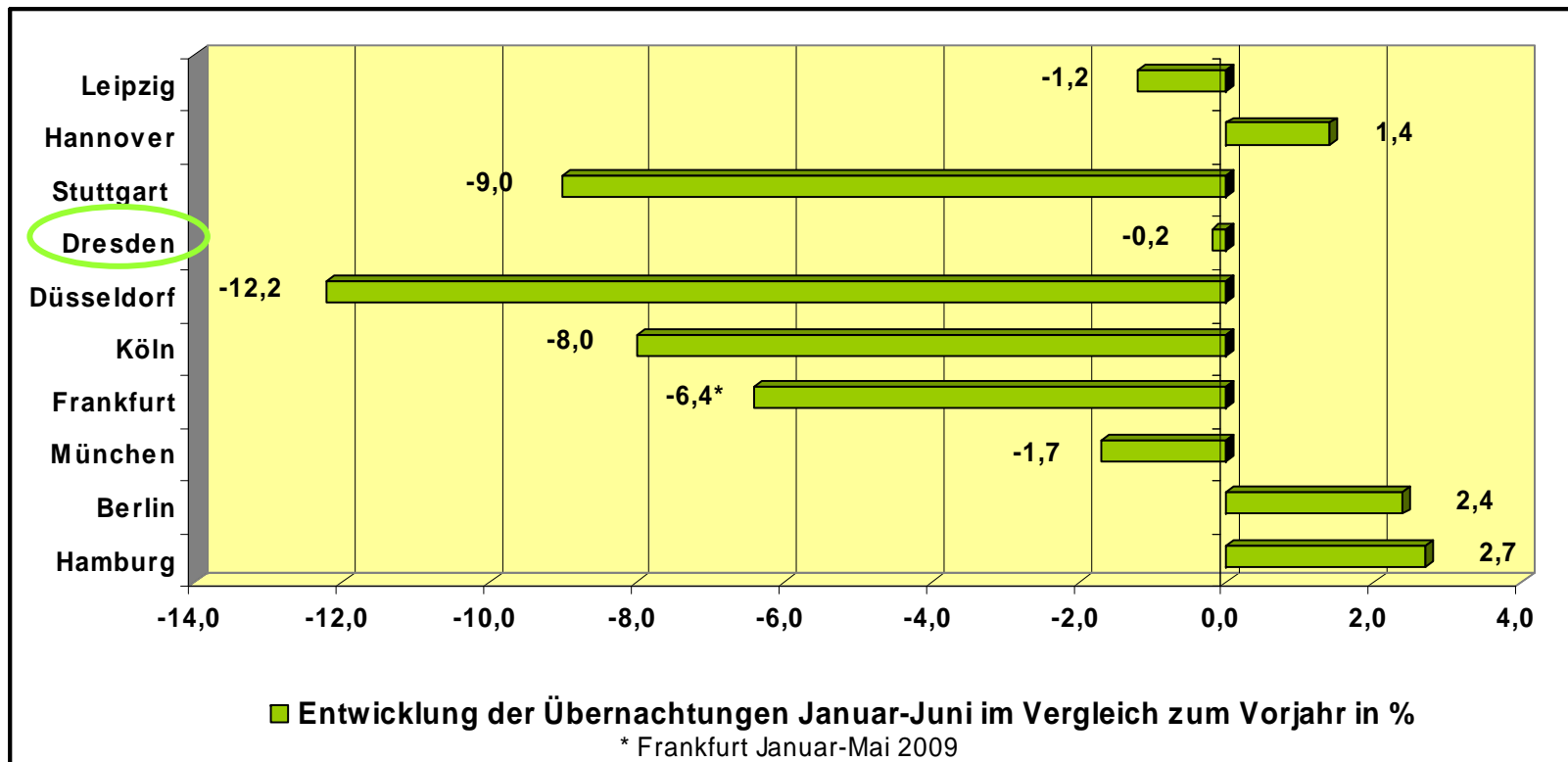
Ausländische Quellmärkte

Dresden-Tourismus im 1. Halbjahr 2009



Dresden im nationalen Vergleich

Tourismusentwicklung in deutschen Städten



Quelle: Statistische Landesämter der Bundesländer

Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

Dresden.
Dresdner

3. Die Dresden Marketing GmbH

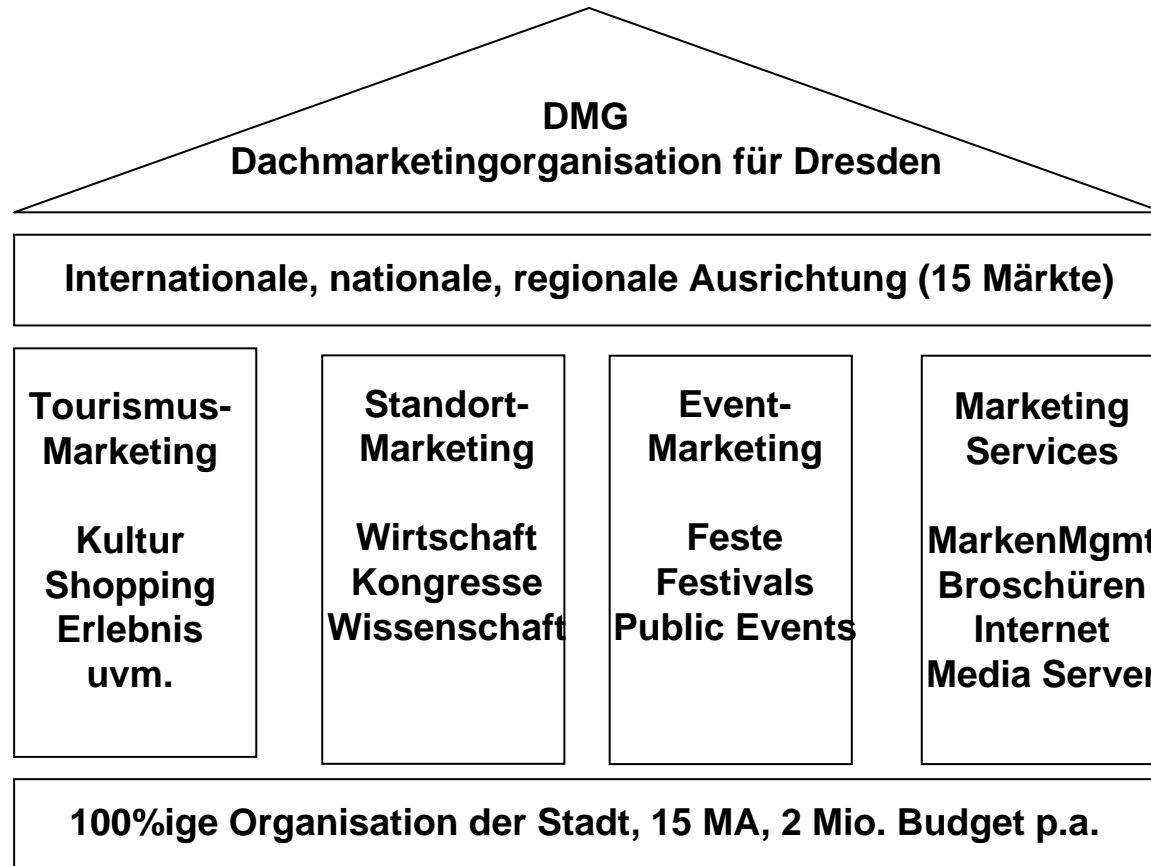


Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

Dresden.
Dresdner

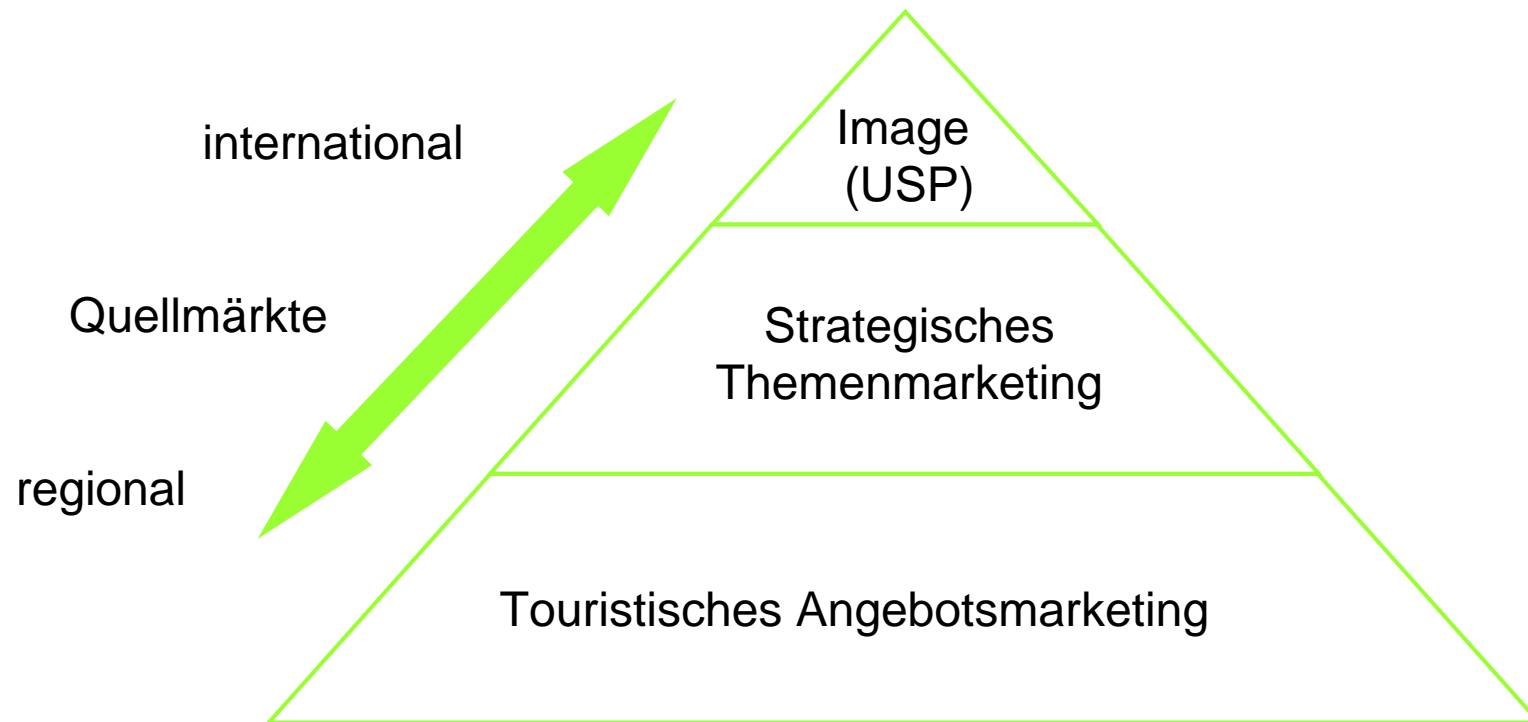
Die Dresden Marketing GmbH (DMG)



Ziele der Dresden Marketing GmbH

- Entwicklung, Steuerung und Kommunikation der Marke Dresden
- Steigerung der nationalen/internationalen Bekanntheit
- Verbesserung des Images national und international
- Steigerung der Touristen, Geschäftsreisenden, Investitionen, Studenten, Veranstaltungen und Kongresse in Dresden durch strategisches Marketing und Markenmanagement
- Branchenübergreifende Vernetzung der Marketingaktivitäten
- Integration der Region in die Vermarktung

Touristische Vermarktung Stufenmodell der Marktbearbeitung



Instrumentarium der Vermarktung

- Klassische Werbung/Kampagnen
- Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
- Neue Medien/Internet
- Messen, Workshops und Roadshows
- Cross Marketing zwischen den Leistungsträgern

Weniger ist mehr!
Gemeinsam sind wir stärker!

4. Thesen

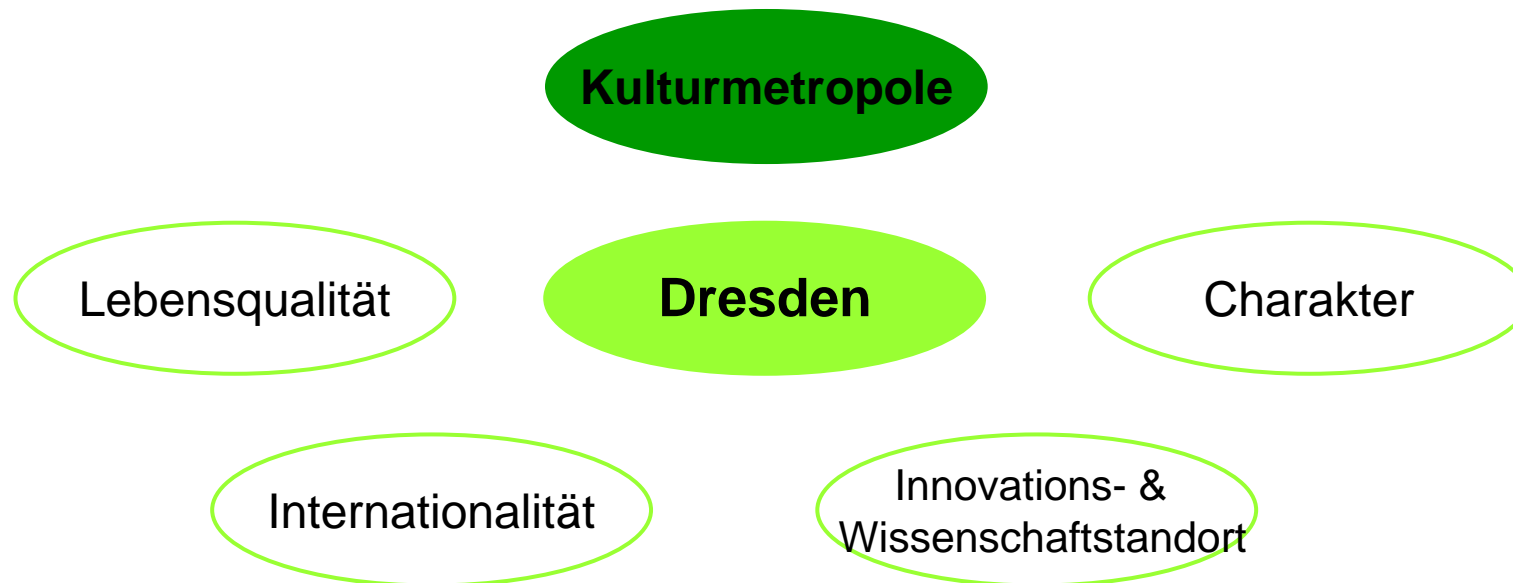


Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

Dresden.
Dresdner

Grundlage: Profil der Marke Dresden



Quelle: Markenanalyse 2003



These I:

- **Stadtentwicklung und Stadtmarketing stehen in engem Zusammenhang.**
- Durch Ausbau von Verkehrsinfrastruktur wird der Standort attraktiv für Bewohner und Besucher gleichermaßen.
- Die Internationalisierung des touristischen Angebots kommt den Einwohnern zu Gute.
- Stadtentwicklungsprojekte fördern Lebensqualität für die Einwohner und Attraktivität für die Besucher.

These II:

- **Von einem erfolgreichen Stadtmarketing profitieren alle Akteure (Einwohner, Wirtschaft, Verwaltung).**
- Erfolgreiches Stadtmarketing bedeutet:
 - einen höheren Identifikationsgrad für die Einwohner
 - die Sicherung bzw. Zugewinnung von Arbeitskräften
 - hohe Steuereinnahmen, generiert durch Touristen
 - Steigerung der finanziellen Handlungsspielräume in der Verwaltung
- Kooperation ist die Grundlage für den Erfolg.



These III:

- **Erfolgreiches Stadtmarketing funktioniert nur mit Unterstützung jedes einzelnen Bürgers.**
- Stadtmarketing trägt zur Stärkung des Wir- und Heimatgefühls bei und fordert den Bürger zur aktiven Partizipation am Stadtgeschehen auf.
- 500.000 Bürger haben mehr Kommunikationswirkung als 15 Mitarbeiter der Dresden Marketing GmbH.
- Alle Bürger sind Botschafter ihrer Destination.



Vielen Dank für Ihre
Aufmerksamkeit!

Landeshauptstadt
Dresden

Dresden Marketing GmbH

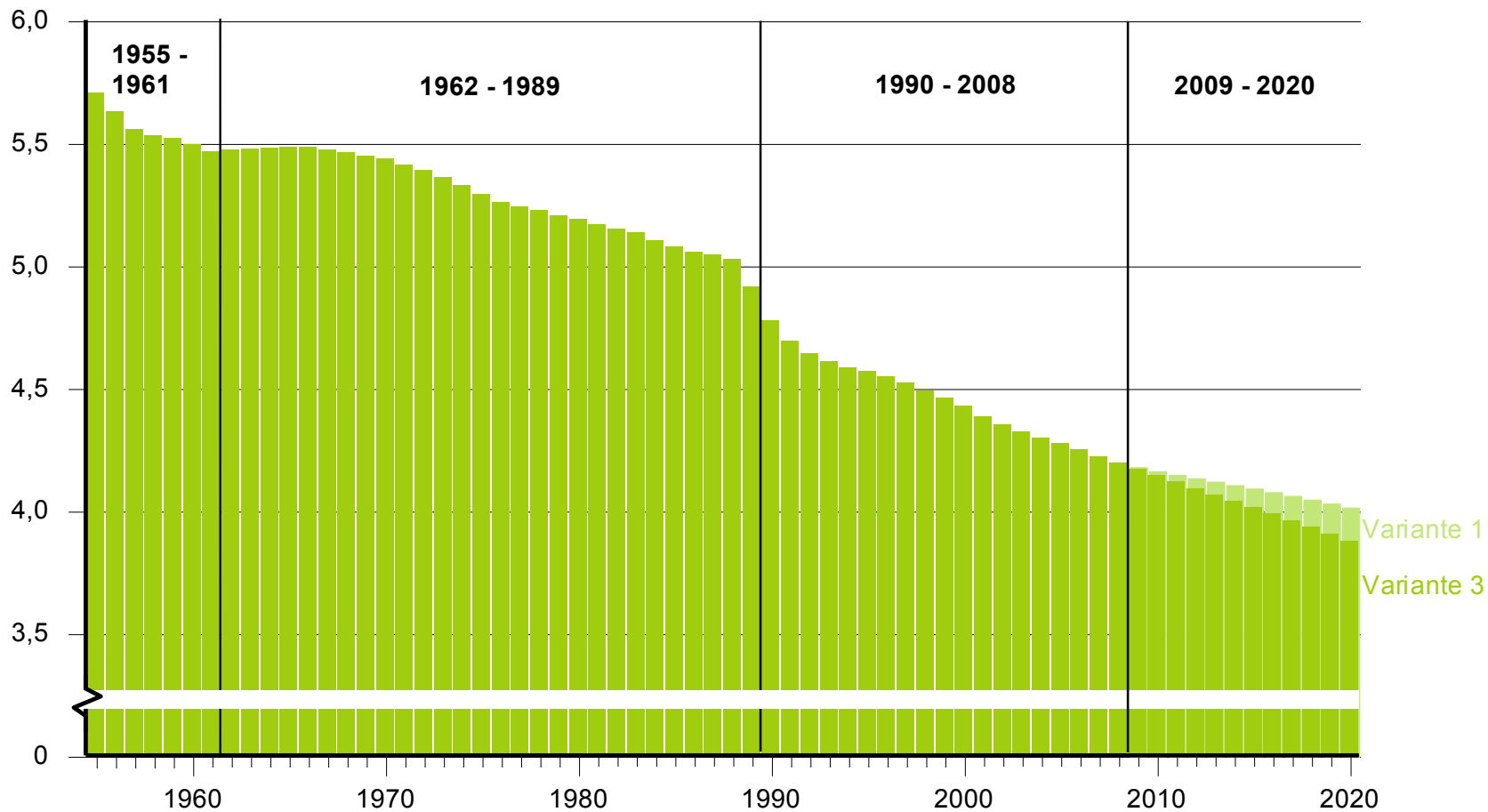
Dresden.
Dresdner

Alt und einsam in der Stadt ?

Hintergründe und Auswirkungen des demografischen Wandels

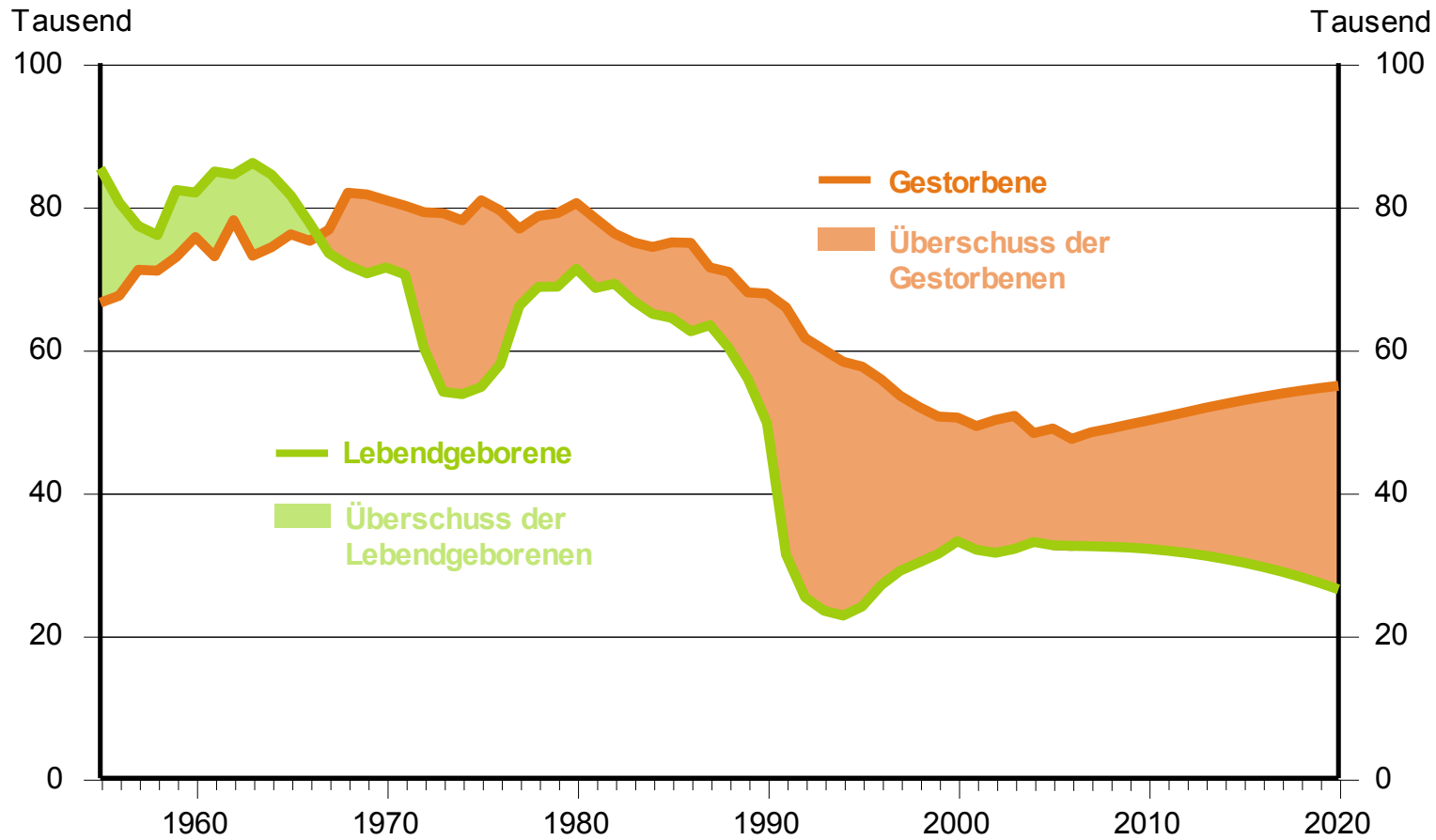
Bevölkerung des Freistaates Sachsen 1955 bis 2020

Millionen



2009 bis 2020: 4. Regionalisierte Bevölkerungsprognose für den Freistaat Sachsen bis 2020, Variante 3

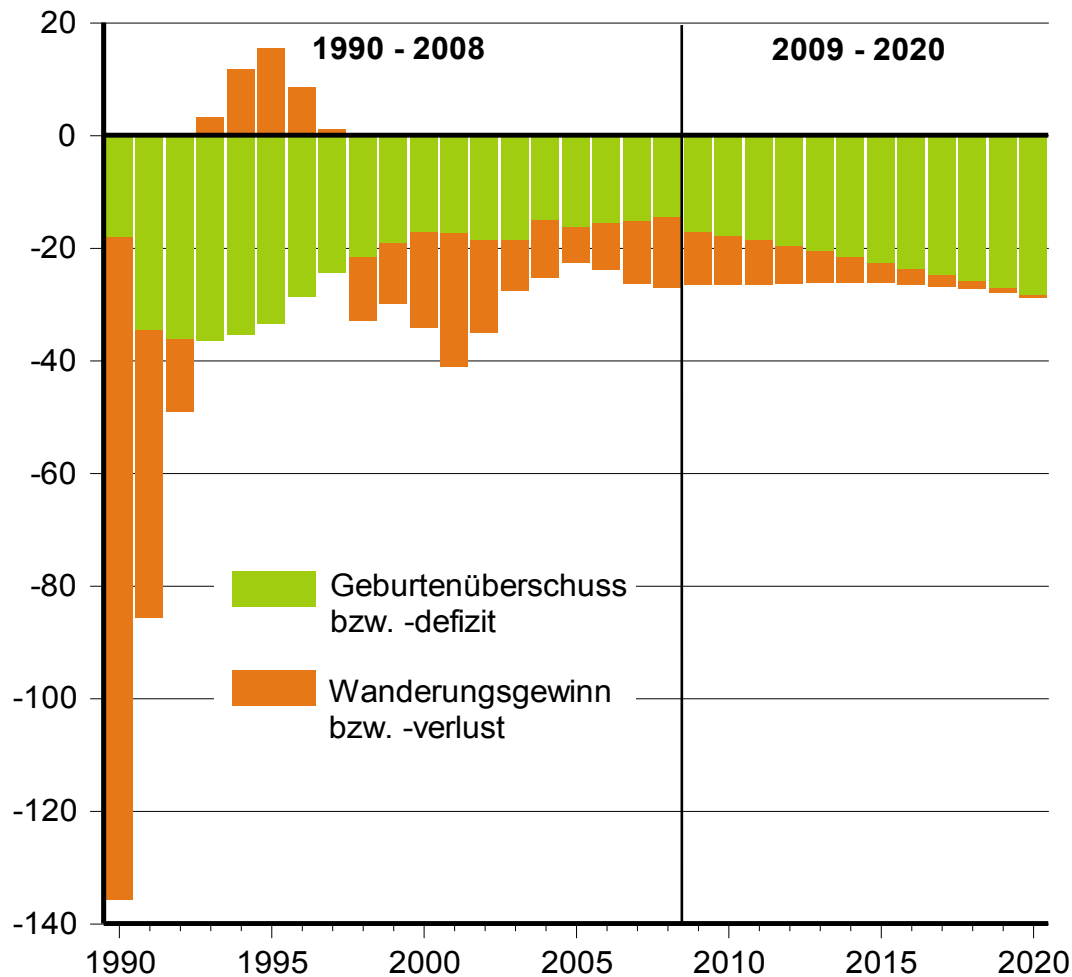
Geburten und Sterbefälle im Freistaat Sachsen 1955 bis 2020



2009 bis 2020: 4. Regionalisierte Bevölkerungsprognose für den Freistaat Sachsen bis 2020, Variante 3

Komponenten der Bevölkerungsentwicklung im Freistaat Sachsen 1990 bis 2020

Tausend



Überschuss der Lebendgeborenen bzw. Gestorbenen (-)
absolut Ø jährlich

1990 - 2008	-437 500	-23 000
2009 - 2020, V3	-269 000	-22 400

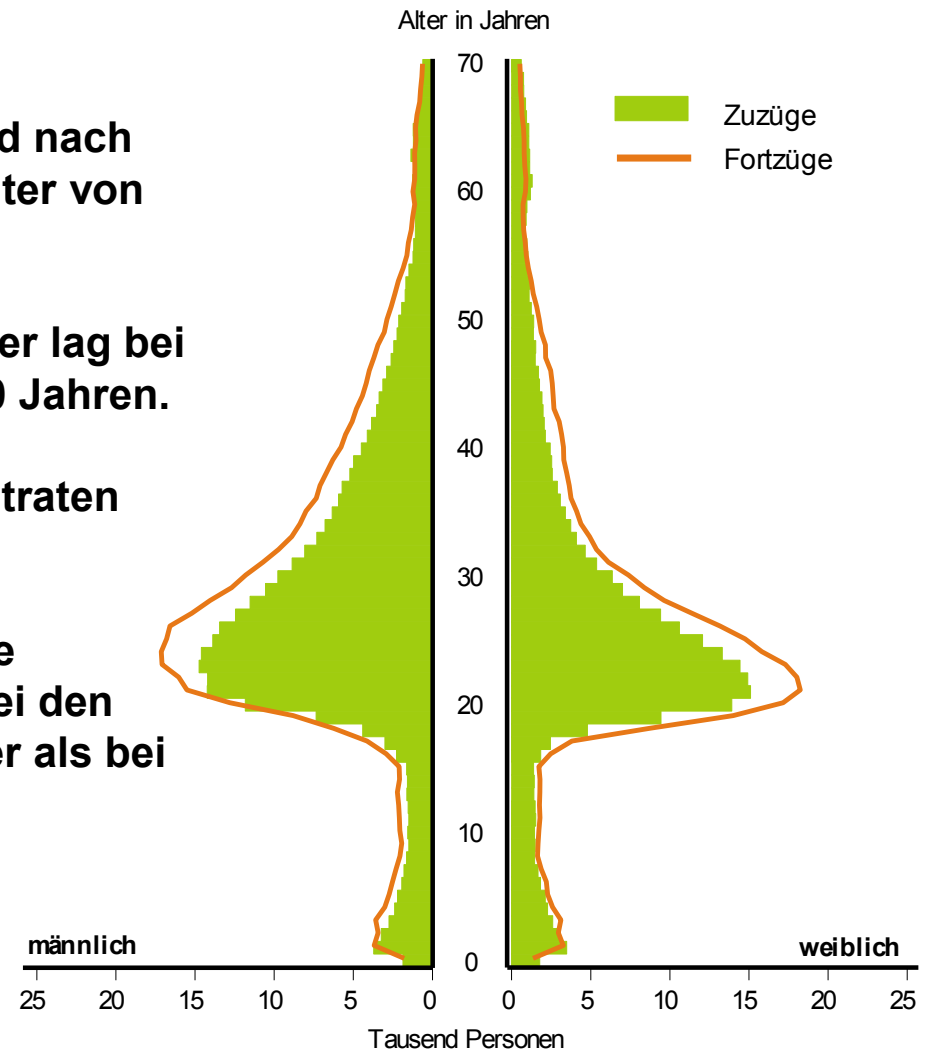
Überschuss der Zu- bzw. Fortzüge (-)
absolut Ø jährlich

1990 - 2008	-278 000	-14 600
2009 - 2020, V3	-53 200	-4 400

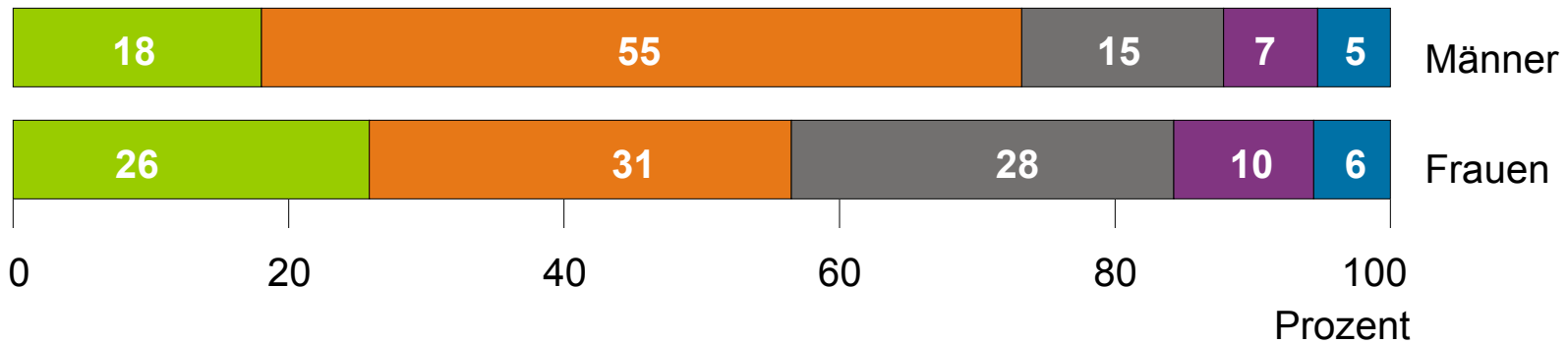
2009 bis 2020: 4. Regionalisierte Bevölkerungsprognose für den Freistaat Sachsen bis 2020, Variante 3

Wanderungen über die Grenze des Freistaates Sachsen 2000 bis 2008

- **60 Prozent aller Wanderungen aus und nach Sachsen betraf junge Menschen im Alter von 18 bis unter 35 Jahren.**
- **Das Durchschnittsalter der Abwanderer lag bei 29 Jahren, das der Zuwanderer bei 30 Jahren.**
- **In fast allen Altersjahren bis 60 Jahre traten Wanderungsverluste ein.**
- **Fast ein Drittel aller Verluste betraf die Altersgruppe 18 bis unter 25 Jahre; bei den jungen Frauen (41 %) waren sie größer als bei den jungen Männern (21 %).**



Motive der Abwanderung aus Sachsen



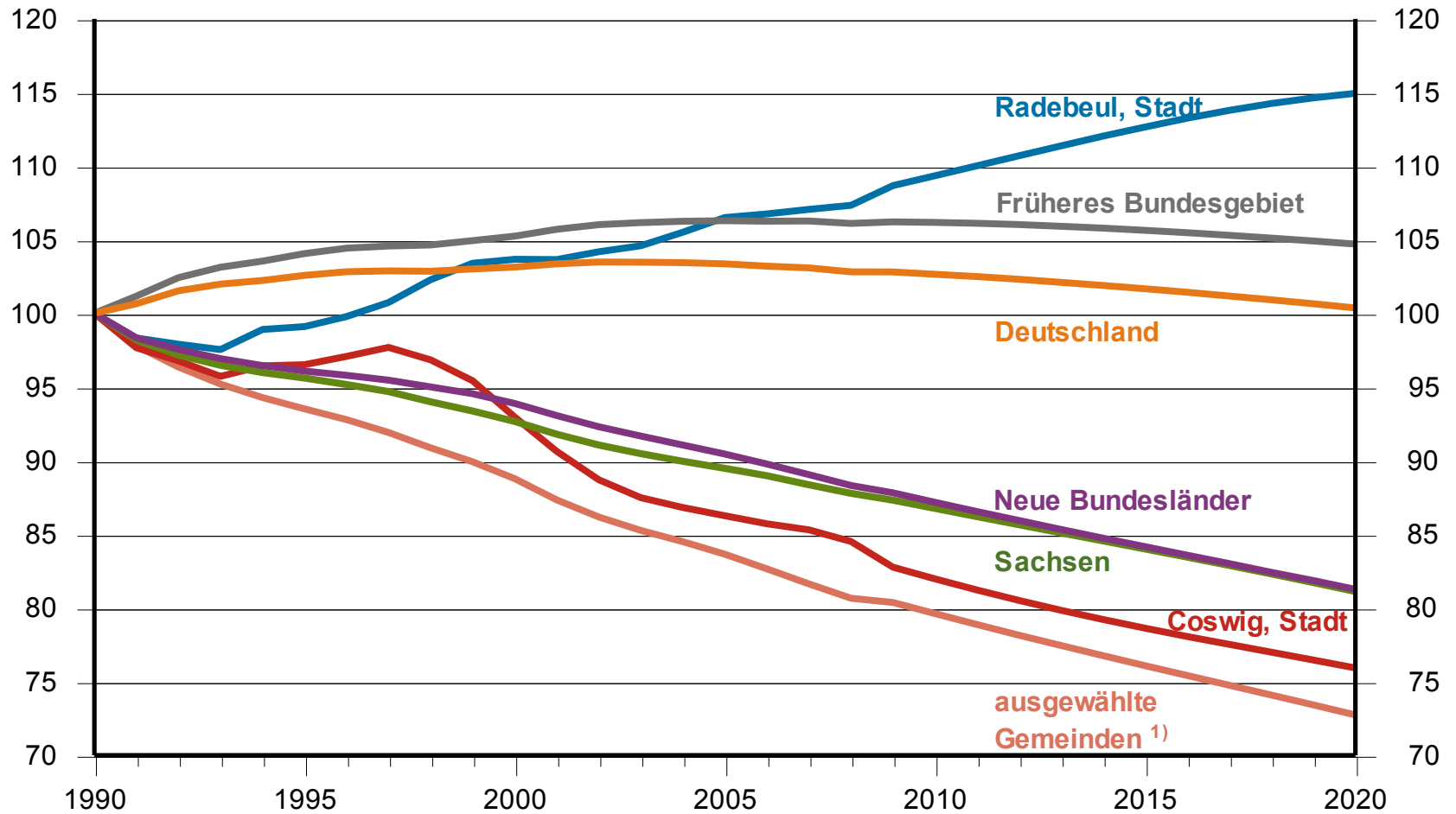
Motive der Abwanderung



Bevölkerungsentwicklung im Freistaat Sachsen und im Bundesgebiet 1990 bis 2020

1990 = 100

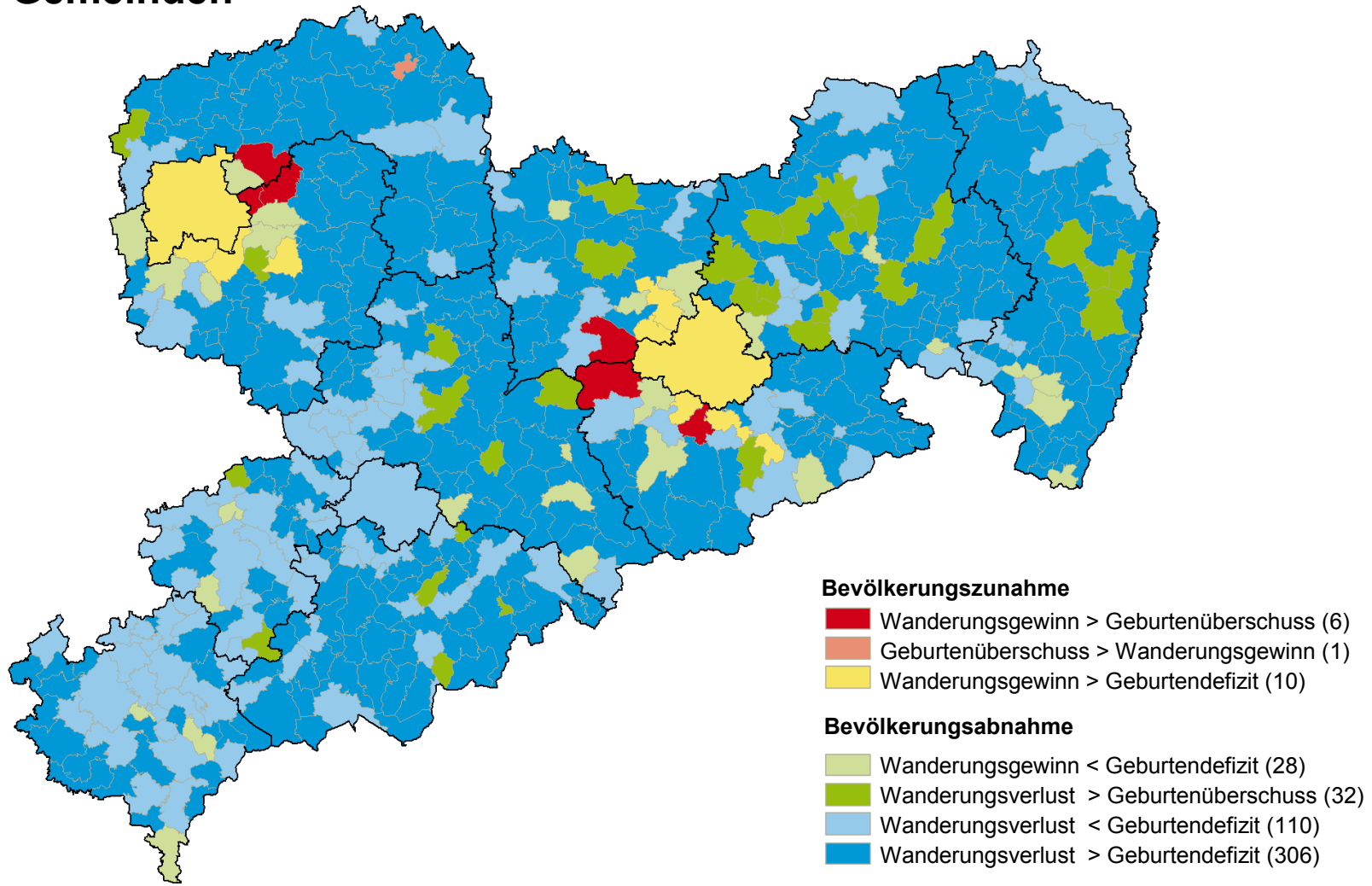
1990 = 100



2009 bis 2020: 4. Regionalisierte Bevölkerungsprognose für den Freistaat Sachsen bis 2020, Variante 3

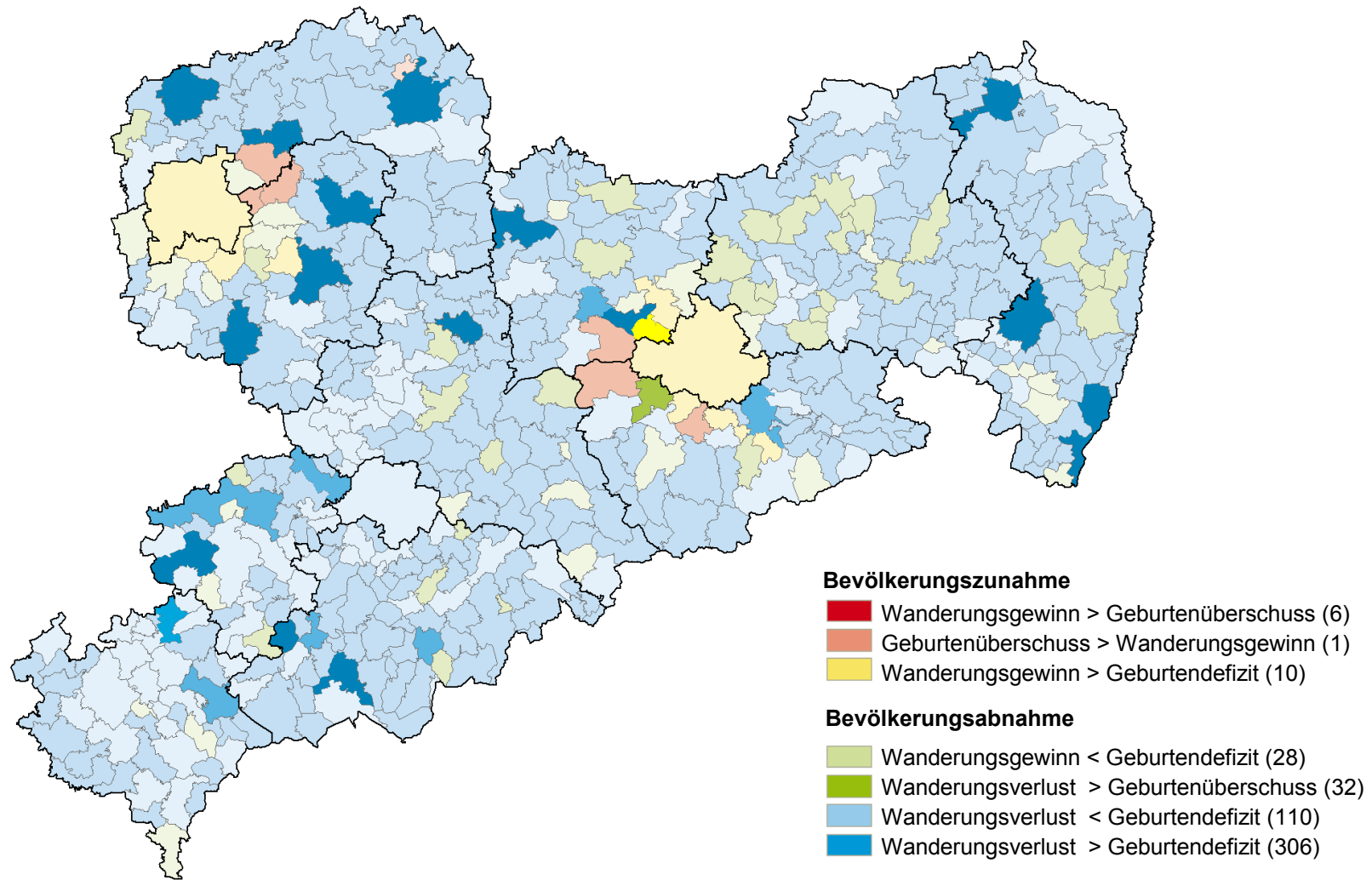
1) am 31. Dezember 1990 zwischen 20 und 50 Tausend Einwohner

Bevölkerungsentwicklung im Freistaat Sachsen 2000 bis 2008 nach Gemeinden



© Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen, Kamenz, 2009
Kartengrundlage: Verwaltungsgrenzen, © GeoSN, 2009

Bevölkerungsentwicklung im Freistaat Sachsen 2000 bis 2008 nach



© Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen, Kamenz, 2009
Kartengrundlage: Verwaltungsgrenzen, © GeoSN, 2009

Bevölkerung der Städte Coswig und Radebeul 2008

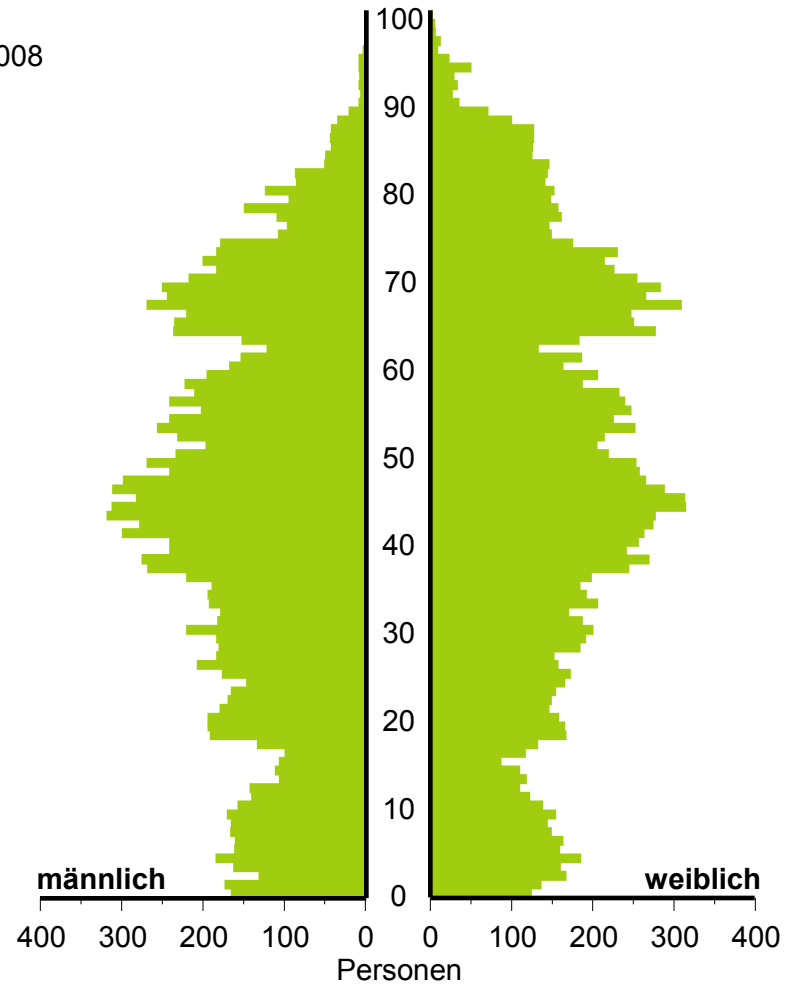
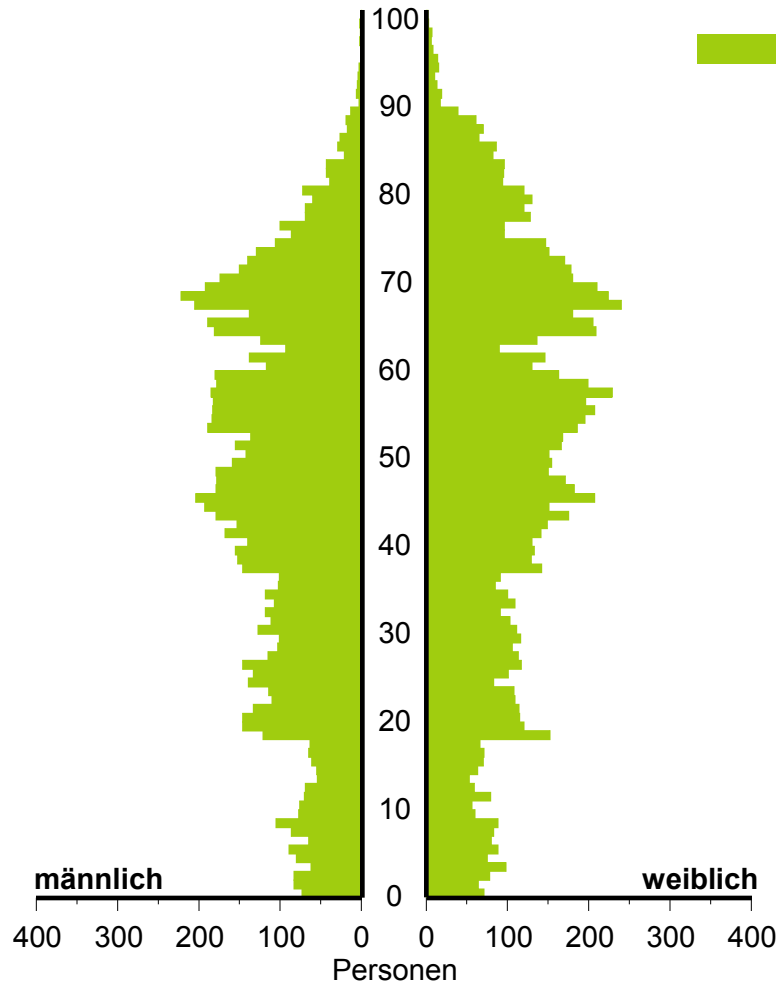
Coswig, Stadt

Radebeul, Stadt

Alter in Jahren

Alter in Jahren

■ 2008



Bevölkerung der Städte Coswig und Radebeul 1990 und 2008

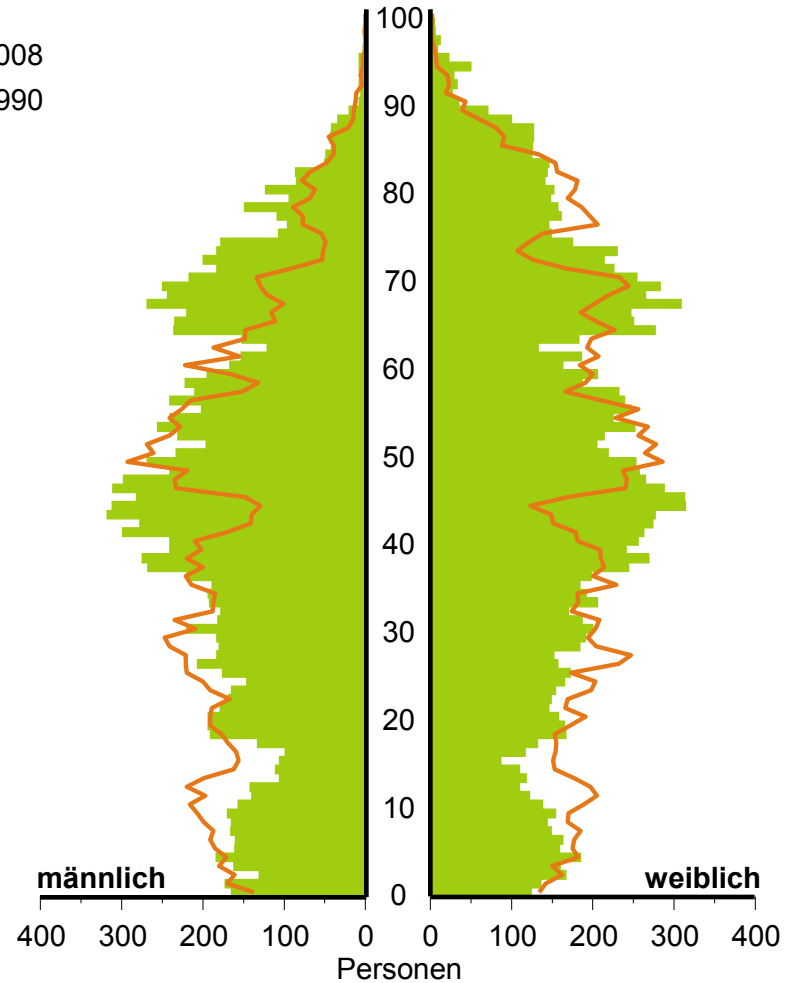
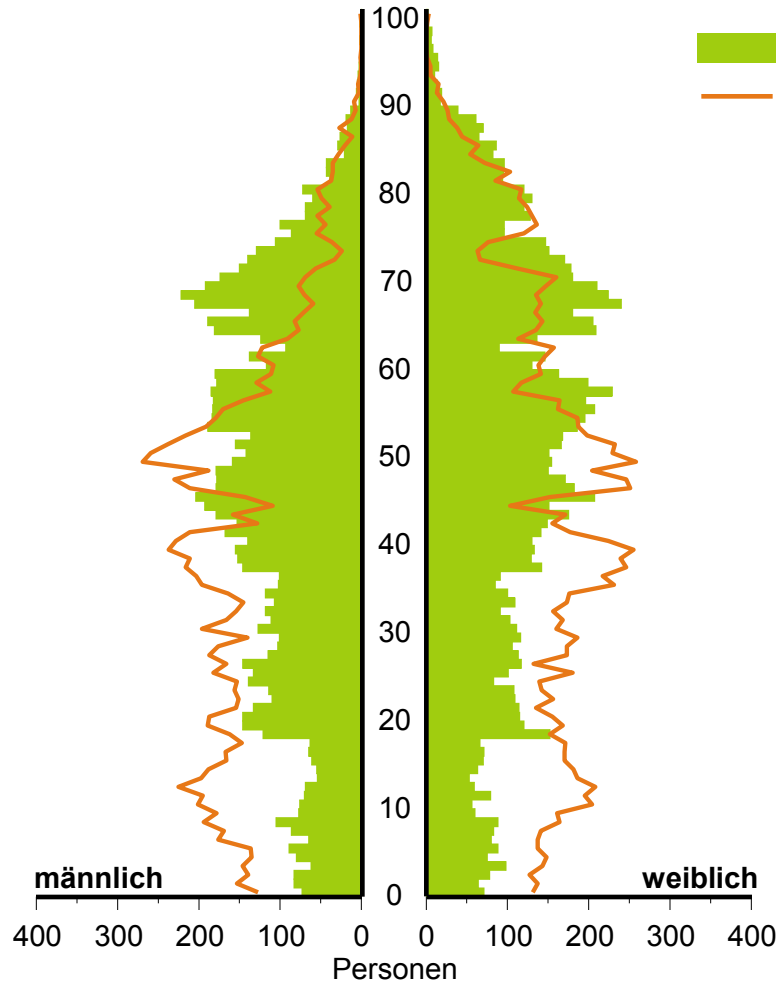
Coswig, Stadt

Radebeul, Stadt

Alter in Jahren

Alter in Jahren

■ 2008
— 1990



Bevölkerung der Städte Coswig und Radebeul 1990 und 2020

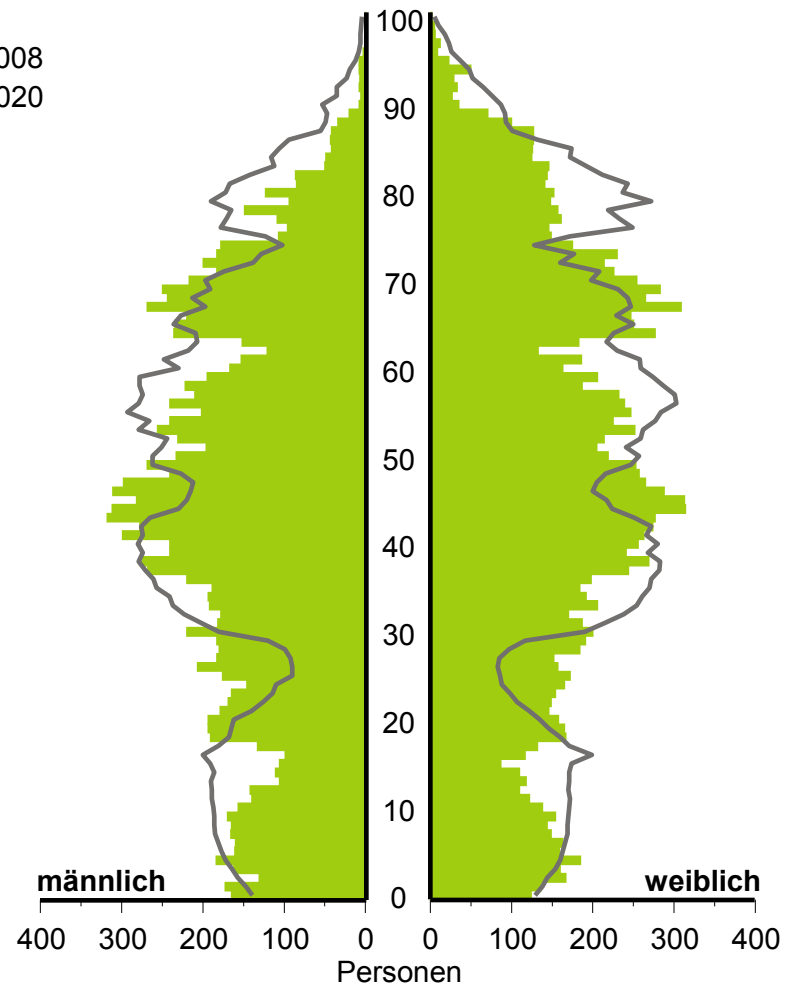
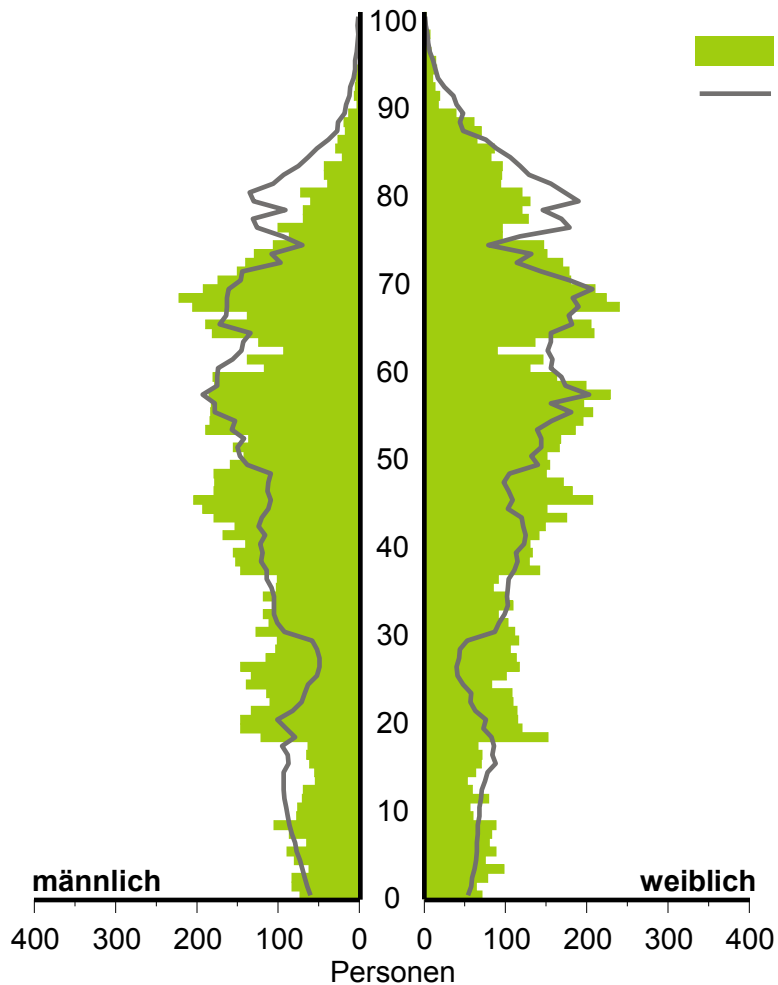
Coswig, Stadt

Radebeul, Stadt

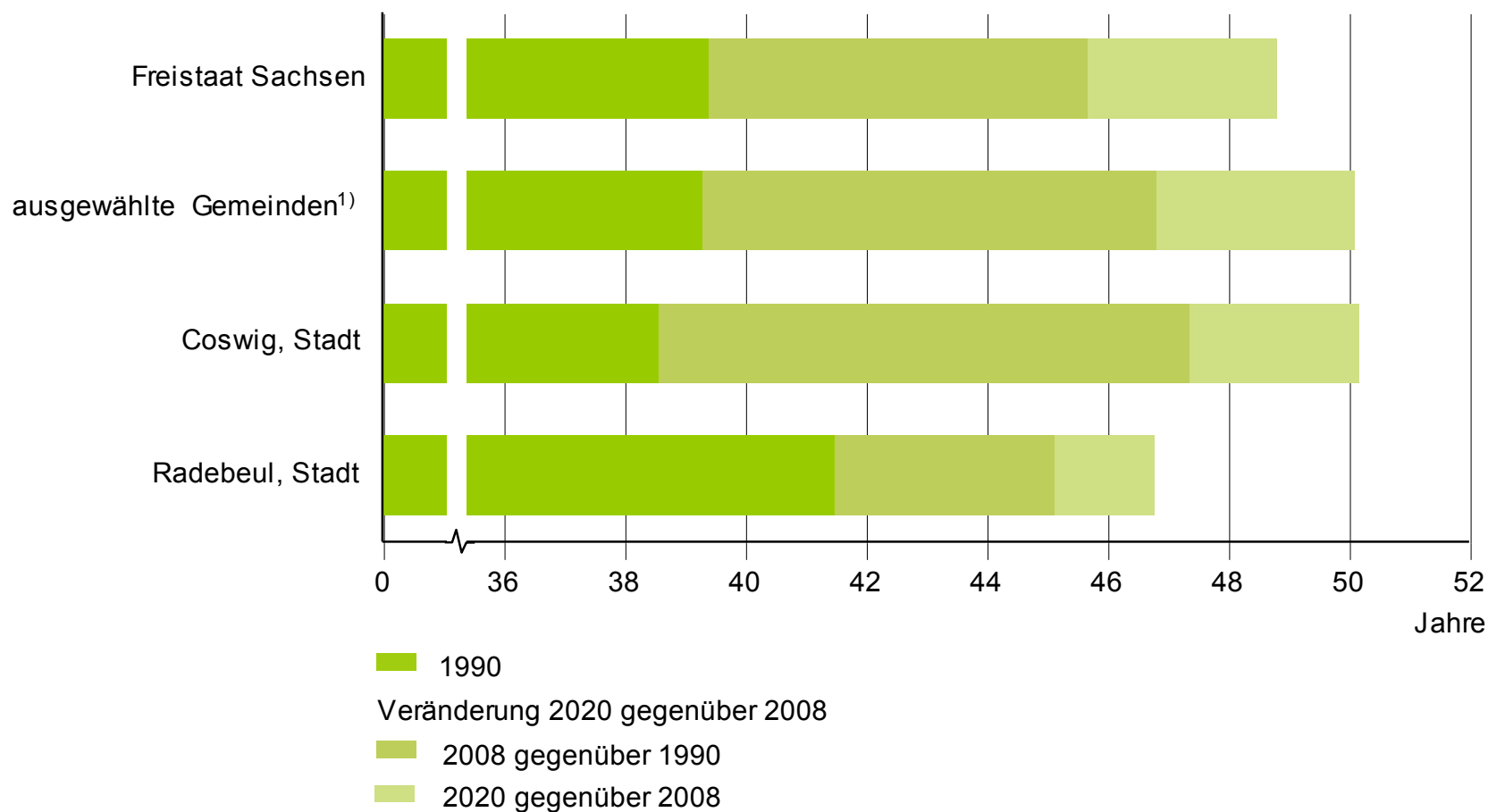
Alter in Jahren

Alter in Jahren

■ 2008
— 2020



Durchschnittsalter der Bevölkerung im Freistaat Sachsen 1990, 2008 und 2020

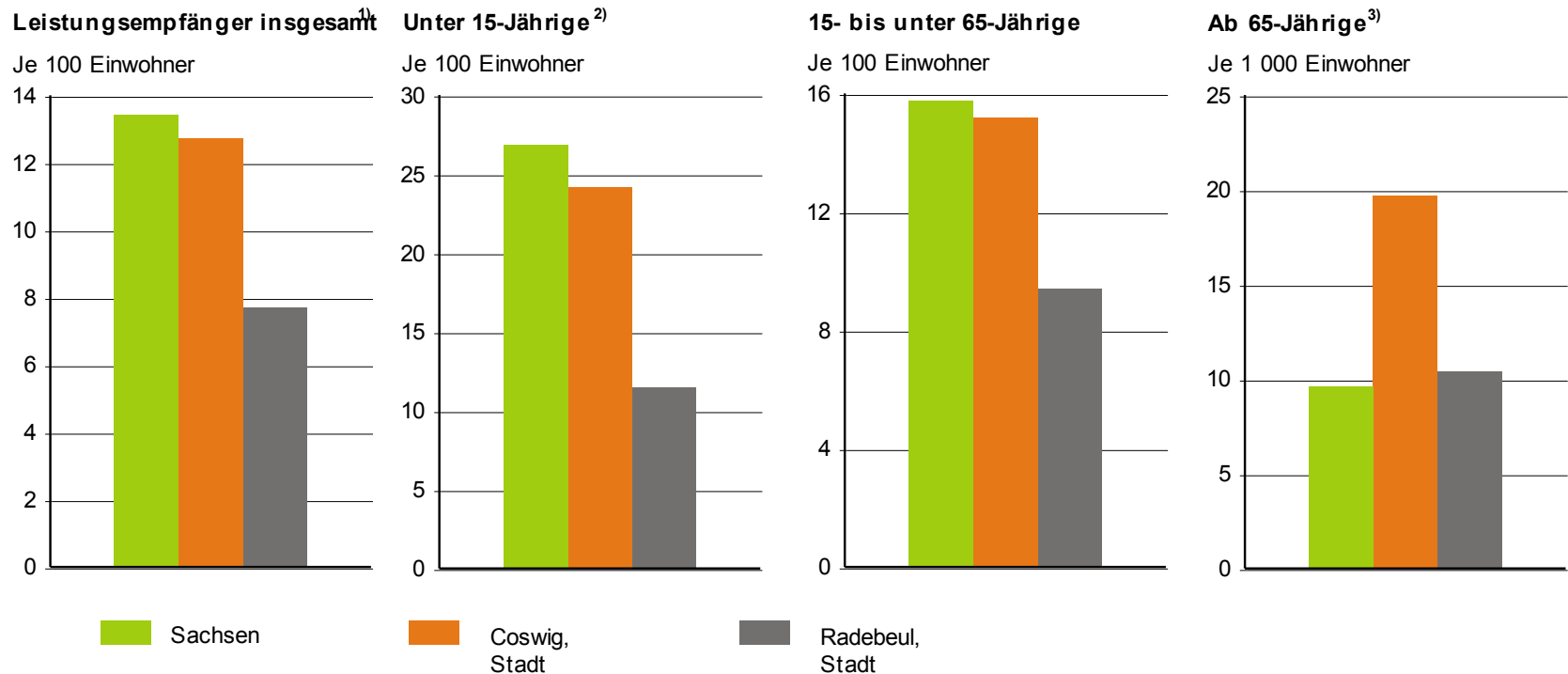


2020: 4. Regionalisierte Bevölkerungsprognose für den Freistaat Sachsen bis 2020, Variante 3

1) am 31. Dezember 1990 zwischen 20 und 50 Tausend Einwohner

Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhaltes im Rahmen der Grundsicherung für Arbeitsuchende (SGB II, "Hartz IV") und der Sozialhilfe (SGB XII)

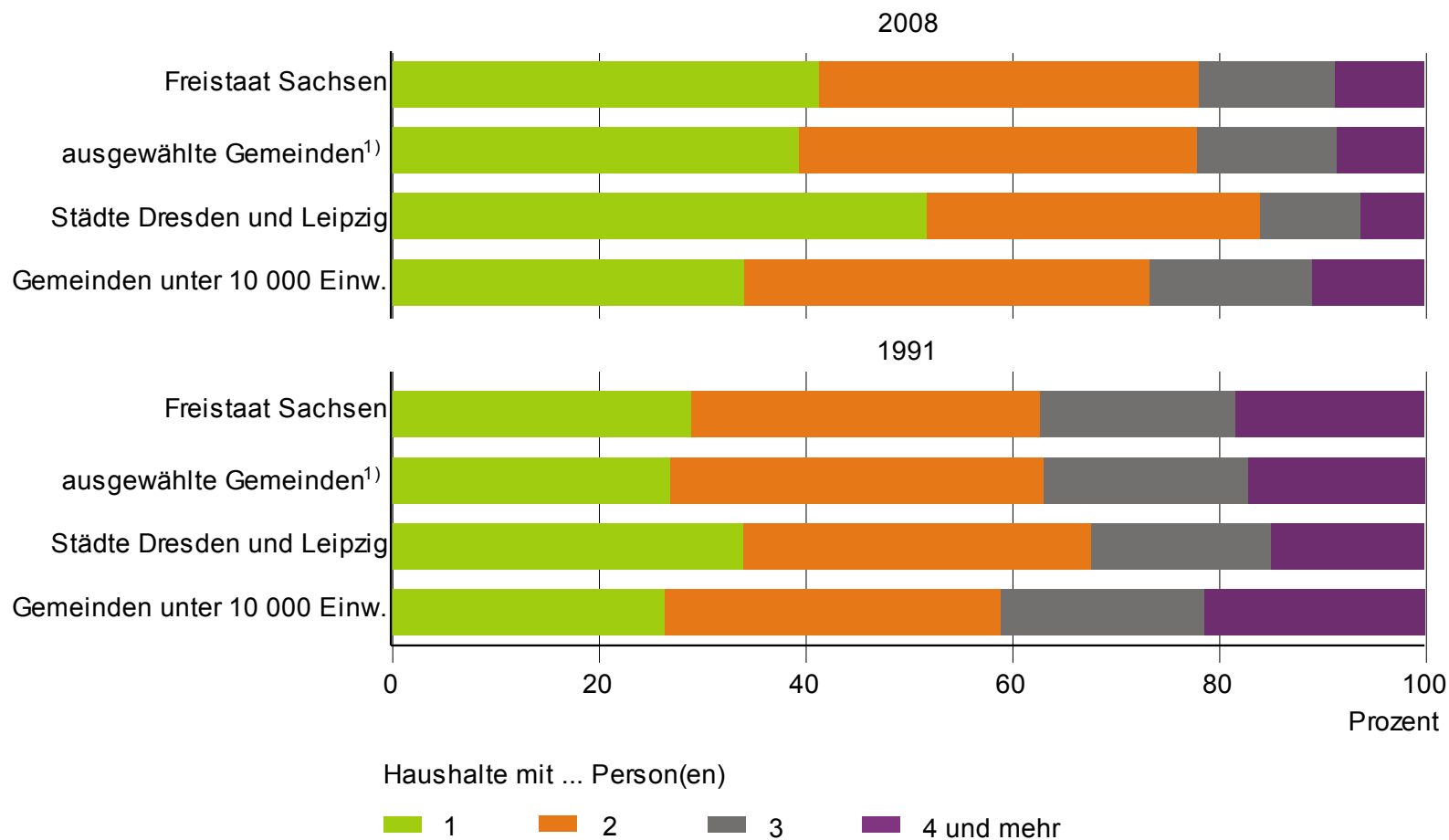
Ausgewählte Städte 2007 im Vergleich



Enthalten sind:

- 1) Leistungen nach SGB II, Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung sowie laufende Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen
- 2) Leistungen nach SGB II (Sozialgeld) sowie laufende Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen
- 3) Leistungen der Grundsicherung im Alter (und bei Erwerbsminderung)

Haushalte im Freistaat Sachsen 1991 und 2008 nach Haushaltsgröße



1) am 31. Dezember 1990 zwischen 20 und 50 Tausend Einwohner

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Thema	Alt und einsam in der Stadt ?
Vortragender	Annett Kirschke
Datum	12.09.2009

Kirche in der Stadt – Tradition, Wandel, Perspektive: Religiosität in Sakralraum und Museum

1. Tradition und Wandel: Historische und aktuelle Aspekte zum Phänomen (Erscheinungsbild) „Kirche in der Stadt“

- 1.1. Historische Entwicklungen
- 1.2. alte und neue Stadtkulturen (-kulte)
- 1.3. Zur Bedeutung sakraler Räume/Konkurrenzen

2. Konsequenzen und Perspektiven (am Nachmittag)

1.1.

Historisch sind nicht nur die Präsenz, sondern die besondere Prägung, die Kirchen den Städten verliehen haben, von einer Stetigkeit, die erst in den letzten Jahrzehnten durch erhebliche demografische Schrumpfungsprozesse sowie innere Entfremdung brüchig geworden ist.

Allein in Dresden sind im Zuge des rasanten Stadtwachstums während der Industrialisierung in nur 70 Jahren (von 1840 bis 1912) wenigstens 21 neue Kirchen errichtet worden, etwa die Hälfte fiel dann dem Inferno von 1945 zum Opfer.

(Synagoge 1840; Katholische Kirche. St. Franziskus Xaverus; Anglikanische Kirche 1869; Russisch orthodoxe Kirche 1874; Amerikanische und Schottische Kirche 1884; Johanneskirche 1878; Erlöserkirche 1880; Reformierte Kirche 1894; Lutherkirche ?, Trinitatiskirche?, Garnisonkirche ?, Paulikirche 1891; Jakobikirche 1901, Krankenhauskirchen Johannstadt 1901- Med. Akad. ?; Andreaskirche 1902; Lukaskirche 1903; Christuskirche 1905; Ehrliche Gestiftskirche 1907; Versöhnungskirche 1909; Zionskirche 1912).

Ob freilich heute zum „Heimatgefühl“ in einer Stadt eine lebendige Kirche gehört, ist eine offene Frage: Zunächst würden es wohl über 90 % der Einwohner nicht bemerken, wenn kein Gottesdienst stattfindet, kein Gebet zum Himmel aufsteigt oder Mitarbeiter sich nicht mehr zur morgendlichen Dienstbesprechung aufmachen würden. Niemand fühlte sich beim sonntäglichen Brunch irritiert, das Freizeitverhalten bliebe wie es ist.

Indes scheint die öffentlich-sinnliche Wahrnehmung von Kirchen nach wie vor ein bewegendes Phänomen:

- Ein zentrales Interesse der Presse galt dem Ausfall des Geläutes der Kreuzkirche.
- Die Sprengung der Paulinerkirche in Leipzig 1960 vergleichen Augenzeugen mit dem Tod eines Menschen, ja dem Sterben Christi: „...wie im Schmerz, wie im Todeskampf...verzerrte sich (die berühmte Rosette), riss in der Mitte durch“. Ein Mann sieht es „wie ein Kreuzigung“, und ein anderer schreibt: „Damals haben wir Hinterbliebenen wirklich geweint. Dort hatten wir alle das Gefühl, wir haben einen nahen Angehörigen verloren.“¹
- Beklemmender noch als herrenlose Schlösser werden verwahrloste Kirchen (nicht nur von Urlaubern) empfunden.

¹ In: Fulbert Steffensky, Schwarzbrotmentalität, Radius 2006, 25

Sterbende Kirchen sind also mehr als erledigte Geschichte, Menschen empfinden die öffentliche Beschädigung des Sakralraumes offenbar auch ohne kirchliche Beheimatung als einen Verlust, dem nachzugehen sich lohnt.

Zunächst scheint diese Wahrnehmung mit der prägenden „Erfolgsgeschichte“ der Kirchen in der Stadt zusammen zu hängen: Insofern einige kirchengeschichtliche Anstriche:

- Die Jesusbewegung begann zwar als innerjüdische (und stadtkritische!) Erneuerungsbewegung durch Wandercharismatiker im ländlichen Raum. Sie bedurfte aber - offenbar zwangsläufig - schon in der ersten Generation einer inhaltlichen Transformation und Verwurzelung in städtischen Ortsgemeinden.² Paulus zog von Stadt zu Stadt, unter seiner Begleitung entstanden in den aufblühenden und konfliktreichen hellenistischen Mittelmeerstädten die ersten christlichen Zentren, die fortan soziale, ökonomische und hierarchische Strukturen ausbildeten.
- Mit der Konstantinschen Wende im 4. Jahrhundert werden die territorialen und administrativen Strukturen der Kirche den staatlichen angepasst; die ohnehin in den Städten ausgebildeten Bischofsitze verbinden sich mit der Stadtkultur.
- Im Zuge kirchlichen Machtgewinnes werden fortan auch die großen theologischen Streitigkeiten um ein verbindliches Lehrgebäude auf Synoden zwischen den großen Städten ausgetragen: Alexandria gegen Antiochien, Konstantinopel gegen Rom.
- Außerhalb des früheren Römischen Reiches gewinnt die Urbanisierung ab dem 11. Jahrhundert eine neue Qualität durch den Ausbau von Burg- und Marktsiedlungen zu Städten, die von mächtigen Stadtmauern umgeben werden. Das ältere Wort „stat“ (Stätte) wird nun zur „Stadt“, ihre Einwohner heißen „Bürger“, eine Ableitung von „burgus“ (Burg, feste Stadt), die, wenn sie keinen Bischofssitz haben, in einer zentralen Stadtkirche ihren Mittelpunkt finden.
- Auch die Reformation ist (ähnlich dem klugen Blick des Paulus für die Städte) nicht denkbar ohne diese mittelalterliche Stadtstruktur und ihrer Mentalität. Nicht umsonst ist sie ein „städtisches Ereignis“ (Dickens) genannt worden: Ihr Erfolg lag ja in der Möglichkeit von einflussreichen Stellenbesetzungen, dem Aufbau von Schulen und Universitäten, der Nutzung herzoglicher und damit städtischer Administration.

Vor diesem Hintergrund wird sich die Zukunft der Kirchen vermutlich auch heute in den Städten entscheiden.

Und in kühnem Gegenzug die These: Womöglich hängt auch das Schicksal der Städte davon ab, ob und wie sie die Kirchen in ihre Entwicklung einbeziehen. Religiosität und Stadt liegen also sozusagen „von Haus aus“ – um mit Hölderlin zu sprechen- „innig geknetet beieinander“.

Diese Korrelation sei ebenfalls durch einige Beobachtungen unterstrichen:

1.2. Alte und neue Stadtkulturen (-kulte)

Die Beziehung von Stadt und Religion wurzelt so tief, dass man etwas überspitzt formulieren könnte: Die Stadt selbst ist ein sakraler Raum. Jedenfalls erweckt sie seit alters diesen Nimbus.

² Vgl. Gerd Theißen, Soziologie der Jesusbewegung, München 1977

Das wird einerseits an dem Gesicht deutlich, das sich Städte durch Architektur und durch Namen geben. Andererseits durch die Philosophie, die hinter dem Organismus einer Stadt steht (oder wenigstens stehen sollte).

Wiederum in Anstrichen:

- Die Verehrung von Lokalgöttern in antiken Städten war so ausgeprägt, dass Assmann formulieren kann: „In einer Stadt zu wohnen bedeutet: Dem Gott nahe zu sein, der in ihr gebietet.“³ Mit entsprechenden Tempelbauten, großen öffentlichen Versammlungsräumen (forum, agora) gaben sich antike Städte ihr Gesicht und zugleich ein wirtschaftliches und politisches Zentrum. Architektur und Ritual wurden so früh schon zum Ausdruck konkurrierender Selbstdarstellung einer Stadt, die sich jenseits aller Staatsformen bis heute beobachten lässt: Vom Roten Platz in Moskau, dem Platz des himmlischen Friedens in Peking, der Palastmeile unter Ceausescu in Bukarest bis hin zum Platz (the mall) vor dem Capitol in Washington. Auch der Neumarkt um die Frauenkirche in Dresden ist ein Ausdruck solcher Selbstdarstellung.
- Unterstrichen wird die Verbindung von Religiosität und Stadt durch Namen: Waren in der Antike gelegentlich Gott- und Stadtname identisch (Assur, Athen, indirekt auch Jerusalem), so sucht man heute durch Beinamen dem Gesicht einer Stadt Profil zu geben: Residenzstadt, Messestadt, Stadt der Moderne (Chemnitz!), der Wissenschaft usw., auch poetisch: bzw. landschaftsbezogen: Elbflorenz, Tor zum Erzgebirge etc.
- Diese zunächst profanen Ergänzungen gewinnen sakrale Qualität, wenn sich Städtenamen mit einem Mythos verbinden, einer Verheißung gleich:
 - > New York - die Stadt der Freiheit
 - > Paris - die Stadt der Liebe
 - > Jerusalem – Stadt der Erlösung
 - > Halle – die graue Diva
 - > Leipzig – Stadt der Helden
 - > am prägnantesten: „Mythos Dresden“ (Buchtitel) – auf einem großen Plakat am Altmarkt war sogar zu lesen: „Stadt der Auferstehung“.

Die Verbindung von Stadt und Mythos ist schon biblischen Alters. Negativ: Korinth – Stadt der Unzucht, Ninive, Hure Babylon - wie positiv: Das Himmlische Jerusalem als Braut

- Neben der wirtschaftlichen, kulturellen und machtpolitischen Bedeutung einer Stadt macht also auch die Nähe zum Heiligen die Städte nicht nur attraktiv, sondern auch besonders angreifbar. Städte sind gerade auch unter dem Heiligenschein eines „Sakralraumes“ besonders empfindlich und verletzlich: Dresden, die zerstörten Türme des World-trade-center, Terroranschläge in U-Bahnschächten sind dafür beredete Beispiele.
- Schließlich sei im Blick auf die Gegenthese, dass eine Stadt ohne Kirchen ihr Profil – womöglich sogar ihre Mitte? – verliert, erinnert, dass auch hierzu die Antike ein wichtige Modelle entwickelt hat. Etwa Platon, der den antiken Stadtstaat, die Polis, als eine Art Seelsorgebezirk verstand. In Analogie zum Wesen des Menschen stellt er das Gemeinwesen als vergrößertes Modell der Seele vor, nämlich die sozialpolitische Entfaltung der vier Kardinaltugenden (Klugheit, Tapferkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit). Anders gesagt: Die Leib-Seele-Struktur eines Menschen und die staatliche/städtische Ordnung sollen einander entsprechen. Die Stadt ist

³ J. Assmann, Ägypten – Theologie und Frömmigkeit einer frühen Hochkultur, 1984 (RGG 4. Aufl., 1666)

demnach ein lebendiger Organismus, ein Leib mit unterschiedlichen Aufgaben der einzelnen Glieder, der von seiner Mitte her (durch Kultur, Kunst und Religion) „beseelt“ sein muß. Paulus hat das bekanntermaßen auf die Ortsgemeinde übertragen, was heute offenbar weniger in den Stadtparlamenten, dafür aber in mancher Firmenphilosophie wieder lebendig ist: corporate identity.

1.3. Zur Bedeutung sakraler Räume in der Stadt

Auffällig scheint mir hier, dass alte Grenzen verschwimmen: Nicht nur im Blick auf die zunehmende Bedeutung von Großveranstaltungen mit quasi-religiösem Charakter (Konzerte, Feste, Fußball). Auch räumlich kleinteiliger verschiebt sich religiöses Empfinden und entsprechende Angebote:

Während die Distanz gebietende Heiligkeit kirchlicher Räume rückläufig scheint oder Unsicherheit auslöst (und hier hat die kirchliche Architektur der 60ziger Jahre mit ihrer Idee des Gemeindezentrums aus Beton, dass sich durch Anpassung an Funktionalität und gezielter Verundeutlichung keine guten Dienste geleistet), scheint sie mir in profanen Räumen zuzunehmen:

- Vornehmlich die Museen, die durch Architektur, Exponate oder immer häufiger Projekte (bis hin zu Gottesdiensten im Museum) religiöses Empfinden ansprechen. (*Dazu gleich mehr von Dr. Winzler*)
- Aber auch Hotels und mehr noch Banken besetzen den Topos „Heilig“: Stille, Diskretion, „Bitte Abstand halten“ sind erwartete und angenommen Verhaltensweisen, die früher nur den Kirchen galten.
- Der einzige Vorsprung, den zumindest alte Kirchen (klangvoll und Respekt zollend oft auch schon durch ihre Namen: Sanct Peter, Sanct Nikolai, Thomas etc.) in den städtischen Zentren noch immer haben, sind Gestalt und Atmosphäre, die auf Trost und Transzendenzerfahrungen hinweisen: Kirche (von Kyriake – Haus des Herrn) ist ja nicht nur ein (intuitiv erspürter?) weiblicher Begriff, in der Regel wirkt auch die Architektur wie eine überdimensionierte „Schutzmantelmadonna“, deren bergender Mantel in - aber mehr noch außerhalb außerhalb des Gottesdienstes gesucht wird. Die ausgeleuchteten Räume der Aufklärung sind zum Gähnen geheimnislos. Offenbar suchen Menschen gegen alle Vernunft die Geborgenheit im Zwielflicht, in der Zwiesprache und in der Unterbrechung, der mit J. B. Metz wohl kürzesten Definition von Religion.

Fortsetzung Dr. Winzler

Entwurf:

2. Konsequenzen und Perspektiven: Zum Wechselspiel von Kultur und Religiosität unter verschiedenen Trägern – als Angebote von „neuer Heimat“

„Heimat“ beruht auf einer Wechselbeziehung von Mensch und Raum. Der den Menschen umgebende Lebensraum (Milieu, Sozialraum, Stadtteil) ist weniger ein konkreter Ort (Geburtsort oder Landstrich wie noch im Grimmschen Wörterbuch von 1877 definiert), sondern ein auf Erfahrung beruhendes Gefühl. „Heimat“ bedeutet Identifikation mit dem Lebensraum.

Welche Rolle (Angebote „neuer Heimat“) haben hier Religion und Kultur?

2.1.

Kirchen und Museen haben die **sinnliche Wahrnehmung** unseres öffentlichen Lebensraumes und die **Kommunikation** zu stärken – gegen den öffentlichen Raum des Internets, der seinerseits Transzendenzerfahrungen anbietet. Sie müssen Menschen quasi vom Computer weglocken.

Dafür wesentlich ist die Erinnerungskultur einer Stadt

- Öffentliche Skulpturen und Denkmale, Sonderausstellungen (etwa Dresden: „Keine Gewalt“), ständige Ausstellungen, die Geschichte verlebendigen und auf Transzendenz hinweisen.
- Städtische Veranstaltungen zu Gedenktagen, die regional oder überregional erinnern und gegen die Eventkultur das Besondere einer Stadt(geschichte) inszenieren.
- Gegen die Nivellierung durch überall anzutreffende Verkaufsketten und die Architektur der 60ziger Jahre wird heute das Individuelle Gesicht einer Stadt gesucht, das sich in lokalen Eigenheiten (bis hin zu Trachten und der Speisekarte) zeigt. Was bedeutet es in diesem Zusammenhang, dass das Essen ein Kernthema der Religion und der Bibel darstellt?
- Gute Kirchenmusik...

2.2.

Immer mehr verbindet Stadtkirchen z.B. mit Museen, dass sie „**unterwegs**“ aufgesucht werden. Sie sind kaum noch die Mitte des Lebens- und Sozialraumes einer Gemeinde, sondern sie müssen ihre Anziehungskraft durch eine Ausstrahlung erweisen, die nicht auf sozialer Nähe oder Verbindlichkeit beruht. Man lebt nicht miteinander, sondern besucht auch einen Gottesdienst ähnlich wie ein Museum.

2.3.

Im Blick auf die Stadtkirchen scheint mir darum wichtig, dass sie nicht nur im öffentlichen Stadtbild gut erkennbar sind (übrigens auch durch Kirchenläden oder mit ansprechenden Print- oder Internetauftritten). Sondern sie müssen die Öffentlichkeit der Stadt in sich selbst aufnehmen: Ihre großen Fragen, ihr Leiden, den politischen Diskurs. Dies freilich in deutlicher Unterscheidung zu kommunalen oder parteigebundenen Auftritten. Die Aufgabe der Kirchen liegt darin, die kritische Kraft des Evangeliums in den Diskurs einzubringen, etwa in Foren, Ausstellungen oder Vortragstätigkeit. Dabei darf es nicht nur um „Religion für Einsteiger“ gehen. Attraktiv bleiben sie nur, wenn es statt Törtchen kräftiges Schwarzbrot gibt. Der öffentliche Gottesdienst selbst darf auch keine verdeckt politische Veranstaltung sein, immer aber auch ein Bildungserlebnis.

2.4.

In diesem Sinne sollte „Kirche in der Stadt“ zur „Kirche für die Stadt“ werden. Als Teil des modernen, komplexen Organismus von Leib, Seele und Geist einer Stadt hat sie die Aufgabe, das öffentliche Gedächtnis zu profilieren - durch

- Inszenierung des Glaubens in Fest und Feier (Seele)
- Schärfung des Gewissens durch Predigt und kritische Auseinandersetzung (Geist)
- Stärkung des „Leibes“ durch soziales Engagement und adventliche (vorweggenommene) Ausrichtung auf das Reich Gottes.

Dieter Rink

Milieu in der Stadt

Milieu

- lebens- und arbeitsweltliche Handlungszusammenhänge, die ihren Zusammenhalt in Prozessen sozialer Praxis gewinnen und auch verändern, sie weisen eine erhöhte Binnenkommunikation auf
- diese Praxis besteht einerseits in wechselseitigen Abgrenzungen, andererseits besteht sie aus Praktiken sozialer Kohäsion
- Milieus sind in sich auch differenziert und Individuen können sich in Richtung anderer Milieus bewegen
- soziale Milieus sind von bestimmten sozialen Lagen oder Positionen) weder völlig determiniert noch völlig losgelöst
- Sozialstrukturen wirken als Handlungsbedingungen der Vergesellschaftung, des Lebensstils und auch der Vergemeinschaftung in Familie und Freizeit
- jedes Milieu hat Schwerpunkte in bestimmten sozialen Lagen, soziale Milieus sind mit den Gruppen der "objektiven Sozialstruktur" nicht deckungsgleich
- Ebenen der Milieukohäsion: Vergemeinschaftung, Vergesellschaftung, Lebensstile, Integrationsideologie

Milieu und (Stadt)Raum

Traditionell:

- Milieus als Gruppen, die in bestimmten Räumen leben,
- Verwurzelung im Raum als Selbstverständlichkeit
- die meisten Angehörigen eines Milieus sehen ein bestimmtes Territorium als ihr Habitat an (zeitlich unbegrenzt, umfassend und multifunktionell)
- die Milieus sind sozial und kulturell homogen,
- enge Kontakte (dichte Vergemeinschaftung)
- geregeltes Raumverhalten, gekennzeichnet durch a) großräumige regionale Differenzierung, b) Stadt-Land-Unterschiede c) Quartiersunterschiede in großen Städten

Milieubildung erfolgt vor Ort und ist (all)umfassend

Milieu und (Stadt)Raum

Aktuell

- Milieus nutzen den Raum als Szenerie
- Räume und Orte fungieren als Treffpunkte und Schauplätze der Selbstdarstellung
- Funktionsdifferenzierung sowie selektive und zeitlich begrenzte Nutzung
- bewusste Wahl statt Vorgabe
- Durchmischung von Milieus bzw. in sich heterogene Milieus
- geringe räumliche und zeitliche Ausdehnung (Inseln)
- losere Vergemeinschaftung

**Milieubildung erfolgt tendenziell losgelöst vom Raum
typische Beispiele sind z.B. Discos, Kneipen, Cafes, Fußgängerzonen ..**

Milieu und (Stadt)Raum

Aktuell: Milieuneutrale Zonen

- es gibt keine Milieus bzw. sie sind unmaßgeblich
- Räume werden von einzelnen Individuen und Institutionen beherrscht
- milieuneutrale Zonen nehmen in ihrer räumlichen Ausdehnung zu
- weder Vorgabe noch Wahl, sondern indifferente Beziehung

Milieus sind nicht vorhanden oder irrelevant

typische Beispiele sind die Räume von Institutionen und Infrastrukturen

Milieu und (Stadt)Raum

Ökologische und soziale Folgen der Auflösung milieuspezifischer Umgebungen

- die Identifikation von Milieus und Territorien ist meist schwach,
- Raum hält Milieus immer weniger zusammen (Milieus werden instabiler)
- soziale Milieus fühlen sich nicht mehr für bestimmte Räume verantwortlich,
- die Umgebung wird nicht mehr gepflegt und genutzt
- die ökologische Sensibilität und Kontrollintensität von Milieus geht verloren
- das Gefühl persönlicher Verantwortung hat sich auf winzige Parzellen reduziert (Wohnungen, Garagen, Gärten)
- die Verantwortung für größere Raumzusammenhänge ist auf staatliche Einrichtungen übergegangen, die nur allmählich und unvollkommen gelernt haben, den Raum vor Zerstörung zu bewahren

Wohnmilieus

- **Bewohner können sich nur bedingt Milieus zuordnen, auch die soziale Zuordnung fällt schwer**
- **Sie grenzen sich in der Regel auch nicht deutlich von anderen Gruppen, Schichten bzw. Milieus ab**
- **es lassen sich Zusammenhänge zwischen sozialen Gruppen (auch Milieus) und Baustrukturtypen nachweisen, weniger zwischen ihnen und Quartieren**
- **Die Milieus sind sozial gemischt (Berufe, Einkommen, Alter)**
- **In einigen Quartieren und Baustrukturtypen hat in den 1990er Jahren ein regelrechter Austausch der Bevölkerung stattgefunden, 80% der Bewohner waren mindestens einmal umgezogen (v.a. sanierte Gründerzeit)**
- **In den 2000-er Jahren hat die Mobilität nachgelassen, ist aber immer noch hoch**
- **Die Nachbarschaftskontakte sind in der gesamten Zeit zurückgegangen, viele kennen ihre Nachbarn kaum**
- **Dennoch gibt es soziale Netzwerke:
bei Jüngeren sind dies Freundes- und Bekanntenkreise
bei Älteren familiäre Netze**

Wohnmilieus

- Die Bewohner ließen sich weniger nach ihren Bezügen zum Stadtteil als Ganzem, als zu bestimmten Orten und Einrichtungen, bzw. kleineren Quartieren zuordnen
- Es existiert ein Unterschied zwischen der nachweisbaren und der wahrgenommenen Rolle von Milieus im Stadtteil
- Neben ihren Vergemeinschaftungen und deren Orten haben die Milieus auf Stadtebene häufig auch Vergesellschaftungen (Vereine, Institutionen)
- In der Regel ist ein mehr oder weniger beziehungsloses Nebeneinander zwischen Milieus zu beobachten
- Es kann aber auch zu Konflikten kommen, insbesondere zwischen traditionellen und neuen Milieus in einem Quartier, wie dies in den 1990er Jahren z.T. in Gründerzeitgebieten der Fall war

Wohnmilieus

- **Kirchgemeinden spielen in der Milieustruktur von Stadtteilen unterschiedliche Rollen: je nach Selbstverständnis agieren sie milieuspezifisch oder milieuübergreifend**
- **Sie können im Quartier eine Öffentlichkeit schaffen und Konflikte regulieren, aber auch Teil eines Milieus und damit des Konflikts sein**
- **Trotz der genannten Befunde ist die Zufriedenheit in den Wohnquartieren hoch, selbst in einem Plattenbauviertel wie Leipzig-Grünau würden mehr als zwei Drittel der Bewohner einem „guten Freund“ raten, dorthin zu ziehen**
- **Auch die Identifikation mit der Stadt Leipzig als Ganzem ist gestiegen, bei ihren Bewohnern hat sie ein positives Image – trotz aller Probleme**
- **Was sind die Gründe dafür: sichtbare Erfolge, gute Kommunikation, viele Eigenaktivitäten der Bewohner**

Milieuselbstzuordnung

Milieu	Eutritzsch	Connewitz
	Anteil in %	Anteil in %
Arbeitermilieu	28%	22%
Kleinbürgerliches Milieu	11%	8%
Alternatives Milieu	10%	15%
Hausbesetzer/Autonome	-	1%
Bildungsbürgerliches Milieu	11%	23%
Anderes Milieu	7%	7%
Kein Milieu	8%	9%
Kann nicht einordnen	26%	14%
Gesamt	(N = 355) 100%	(N = 314) 100,0%

Milieuprägung von Quartieren

Milieu	Ja	Nein
Arbeitermilieu	61 (19%)	203 (64%)
Kleinbürgerliches...	53 (17%)	211 (66%)
Alternatives...	111 (35%)	153 (48%)
Hausbesetzer	88 (28%)	176 (55%)
Bildungsbürgerliches...	11 (3%)	253 (80%)
Anderes ...	22 (7%)	242 (76%)
Kein ...	14 (2%)	250 (79%)
Kann nicht einordnen	54 (17%)	

Tom Schoper: **Heimat – *an sich* oder *für mich*?**

Tagung »Heimat Stadt«, Evangelische Akademie Meissen, 090911

Was ist Heimat? Ist es ein Ort? Ist es ein Gefühl? Oder ist es ein Gefühl, das sich in Zusammenhang mit einem Ort einstellt? Wenn Heimat ein Ort wäre, so könnten wir von einem *An-sich* bestehenden Heimatbegriff sprechen, der auch einfach zu definieren wäre: dort wo man herkommt, ist Heimat. Wenn Heimat ein Gefühl wäre, so bestünde Heimat in einem subjektiven *Für-mich*: nur wenn ich dieses Gefühl wahrnehme, kann ich von Heimat sprechen. Zwischen diesen Polen des *Ansich* und des *Fürmich* spiegeln sich die folgenden Ausführungen zum Heimatbegriff.

Fragen wir weiter: Ist Heimat allein auf den Menschen bezogen? Oder können wir allgemeiner von einer Heimat sprechen, die je *an sich* und *als solche* besteht, so wie wir sagen, dass bestimmte Pflanzen oder Tiere in einer bestimmten Gegend beheimatet sind? Wir merken, dass wir erst über die Frage nach der ursprünglichen Heimat feststellen, wie sehr die geschichtlichen und politischen Gegebenheiten des zwanzigsten Jahrhunderts in Form von Vertreibung oder Umsiedlung einerseits und andererseits die Forderung nach Mobilität und Flexibilität infolge der Globalisierung diese natürliche Beheimatung durcheinander geworfen haben.

Versuchen wir also zunächst einen Blick an den Ursprung: Was ist der Ursprung von Heimat? Zum Versuch einer Bestimmung von Heimat drängen sich verschiedene Sichtweisen auf – der philosophische Blick gleichermaßen wie der literarische und der künstlerische. Beginnen wir mit letzterem – dem Blick der Kunst auf das Thema Heimat: Der diesjährige Europäische Preis der Architekturphotographie zeigt Photographien zum Thema »Neue Heimat«. Was wird uns vorgestellt? Es sind »Gegenblicke: aus der Welt der Tiere im Käfig wie auch in der scheinbar freien Wildbahn [Bilder Stephan Sahn und Timothy Griffith]. Gerade in der Absurdität der Formensprache von Hamsterkäfigen oder in der Künstlichkeit der Dioramen drängt sich uns die Frage aus: Heimat für wen? Und: Heimat von wem für wen gestaltet? Ist dieser Blick in seiner offensichtlichen Ironie etwas, das wir für unsere architektonische Arbeit, für unseren Alltagsumgang mit Heimat nutzen könnten? Ja, vermögen diese Bilder einen Eindruck von Heimat zu schaffen? Heimat zeigt sich hier jeweils gespiegelt in der subjektiven Idee des Photographen zum Thema. Kommen wir aber so dem *Ansich* von Heimat nahe? Eher macht diese Sicht in dem ersten Beispiel eine komplette Entfremdung der Lebenswelt deutlich, im anderen zeigt sie einen Verweis auf ein ursprüngliches Angestammtsein, ein Verwachsensein mit dem Umfeld, eine Ursprünglichkeit, die nicht mehr besteht.

Von dieser Sehnsucht nach Heimat spricht auch die zweite Blickrichtung auf Heimat - nun aus literarischer Sicht, wie es Kenneth Grahame in seinem Buch *Der Wind in den Weiden* (1908) beschreibt. In der darin enthaltenen Geschichte *Das traute Heim* machen sich zwei Freunde, die Ratte und der Maulwurf, vor der nahenden Winternacht in ihr schützendes Heim auf:

»Sie rafften sich zum letzten, langen Weg auf, sammelten alle Kräfte für den Heimweg, der wie wir alle wissen, irgendwann enden muss – mit dem Klappern der Türklinke, mit dem plötzlichen Anblick des Feuers und all der vertrauten Dinge. So marschierten sie schweigend und stetig vorwärts und jeder war in seine eigenen Gedanken versunken. [...] Die Ratte trottete [...] ein Stück voraus, nach ihrer Gewohnheit die Schultern hochgezogen und die Augen fest auf die graue, gerade Straße vor ihren Füßen gebeftet, so dass sie gar nicht merkte, dass den armen Maulwurf plötzlich der Ruf erreichte und ihn wie ein elektrischer Schlag durchfuhr.

Es war ein geheimnisvoller Zauberruf, der den Maulwurf so plötzlich aus der Finsternis traf und mit seinem vertrauten Klang am ganzen Leibe erschauern ließ, obgleich er sich noch gar nicht wieder klar daran erinnern konnte, was es war. Er blieb wie angewurzelt stehen, die Nase fuhr hin und her, um die Witterung wieder aufzunehmen, die ihn so tief berührt hatte. Im Nu hatte er sie wieder eingefangen und diesmal folgte ihr der ganze Strom der Erinnerung.

*Heimat! Das bedeuteten diese zärtlichen Lockrufe, diese sanften Berührungen der Luft, diese unsichtbaren kleinen Hände, die an ihm zogen und zerrten, immer in eine Richtung. [...]*¹

Für den herumziehenden Maulwurf löst also bereits die Ahnung der Nähe an das vertraute Zuhause dieses »wohlige Gefühl aus, wieder zu Hause zu sein«. Ein Gefühl, welches durchaus nicht eindeutig zu bestimmen ist – bestenfalls undeutlich und nur schemenhaft vor dem inneren Auge der Vorstellung auftaucht –, denn kaum ist der Maulwurf später dann tatsächlich zu Hause, ist es vorbei mit dem verklärenden Sehnen: dort angekommen, kehrt sich das vertraute Bild im nüchternen Licht des Konkreten um:

»Er sah sofort, wie dick der Staub auf allem lag, nahm den trübseligen, verlassenen Eindruck eines Hauses wahr, das lange leer gestanden hat, auch seine bescheidenen Ausmaße, seine abgewetzten und zerschissenen Möbel [...].«²

Ist also Heimat nur im Ersehnen spürbar – und nicht als Konkretion? Und wenn Heimat ein Wunsch ist, worin ist er von sich aus begründet? Damit kommen wir zum dritten Blickwinkel auf Heimat: zur Philosophie. Die philosophischen Pole der Be-Gründung von Heimat lauten in einer zunächst sehr weit gefassten Entgegensetzung: Mensch und Natur. *Heimat* wie auch *das Heim* basieren auf dem Wandel von *Natur* zu *Welt*. Indem der Mensch die Natur zu dem

¹ Kenneth Grahame. *Der Wind in den Weiden*. Bertelsmann München, o.J. S.63f.

² Ebd. S.69.

fügt, worin er leben kann und seine Entwicklung in Werken darstellen kann, entsteht ein Heim, und daraus vermag Heimat zu werden. Hannah Arendt sieht in diesem Wandel von Natur zu Welt die grundlegende Bedingung des Menschseins, eine *condition humaine*, deren Ursprung es ist, zunächst »nicht heimisch zu sein«. Denn der Neugeborene kommt nicht von vornherein in eine ihm heimische Welt, wiewohl es für uns alle im gesellschaftlich-ethischen Sinn darauf ankommt, den Neuankömmlingen die Welt zu einer heimischen zu machen.³ Der Mensch muss sich dazu zunächst eine Wohnstatt *herstellen*. *Warum* muss er das? Zum einen, weil die Natur als solche nicht heimisch ist, ja nicht einmal das Überleben ermöglicht. Zum anderen aber stellt der Mensch sich die Wohnstatt her, um sich seiner selbst als Kontrapunkt zur Welt zu vergewissern. Bei Arendt heißt dies wie folgt:

»Im Herstellen manifestiert sich das Widernatürliche eines von der Natur abhängigen Wesens, das sich der immerwährenden Wiederkehr des Gattungsebens nicht fügen kann und für seine individuelle Vergänglichkeit keinen Ausgleich findet in der potentiellen Unvergänglichkeit des Geschlechts.«⁴

Der Mensch gestaltet die Welt nicht nur nach der physischen Notwendigkeit, sondern er gestaltet diese, um in seinem Herstellen ein ausreichendes Gegengewicht seiner eigenen Vergänglichkeit gegenüber darzustellen. Nochmals Hannah Arendt:

»Das Herstellen produziert eine künstliche Welt von Dingen, die sich den Naturdingen nicht einfach zugesellen, sondern sich von ihnen dadurch unterscheiden, dass sie der Natur bis zu einem gewissen Grade widerstehen und von den lebendigen Prozessen nicht einfach zerrieben werden. In dieser Dingwelt [nun] ist menschliches Leben zu Hause, das von Natur [aus] in der Natur heimatlos ist; und die Welt bietet dem Menschen eine Heimat in dem Maße, in dem sie menschliches Leben überdauert, ihm widersteht und als objektiv-gegenständlich gegenübertritt. Die Grundbedingung, unter der die Tätigkeit des Herstellens steht, ist Weltlichkeit, nämlich die Angewiesenheit menschlicher Existenz auf Gegenständlichkeit und Objektivität.«⁵

Ich will diesen Passus nochmals zusammenfassen: Der Mensch an sich ist zunächst heimatlos auf Erden. Heimat bietet ihm die Welt nur indirekt, indem sie ihm *ermöglicht*, selbst Dinge herzustellen, die sein eigenes Leben überdauern. Das Heim hat also nicht nur dienende Funktion, indem es dem Menschen das Überleben sichert. Das Heim zeigt durch sein objektives Andauern, dass etwas von ihm Hergestelltes nach ihm überdauern wird – und in diesem »Überleben« seiner selbst, das nicht nur die natürliche Fortkommenschaft der Sippe betrifft, sondern sein eigenes Herstellen, spiegelt sich das Heimaterleben des Menschen. So können wir fragen: gehört

³ Karin Ulrich-Eschemann. Vom Geborenwerden des Menschen. Theologische und philosophische Erkundungen. Münster 2000. S.32.

⁴ Hannah Arendt. Vita activa. Oder vom tätigen Leben. München 1967. S.16.

⁵ Ebd. S.16.

zum Heimerleben das Selbst-Hand-anlegen? Finden wir darin nicht den typischen Duktus des Häuslebauers wie auch des Heimwerkers? Häuslebau ist eben nicht nur unter dem Stereotyp von »my home is my castle« zu lesen, nicht nur als ein Revierverhalten zu deuten, Hausbau ist auch das Hinterlassen von etwas Bleibendem.

Im weiteren Sinn bedeutet das auch, dass der Mensch feste Bezugspunkte braucht, um sich in der Welt zu beheimaten. Was wir nach Hannah Arendt also anstreben, ist das Herstellen einer Wohnstatt, die sich gegen die Welt stellt. Daraus resultiert das Heimischsein. Man kann also ein Heim herstellen. Kann man aber damit auch Heimat herstellen – was wäre damit Heimat?

Martin Heidegger sagt: »*Der Bezug des Menschen zu Orten [...] beruht im Wohnen.*«⁶ Und weiter: »*Wenn wir [...] [über die] Beziehung zwischen Ort und Raum, aber auch [über das] Verhältnis zwischen Mensch und Raum nachdenken, fällt ein Licht auf das Wesen der Dinge, die Orte sind und die wir Bauten nennen.*« Also ist auch und gerade ein Haus dasjenige, was Hannah Arendt als das hergestellte Ding ansieht, das der Mensch geschaffen hat, um sein Verhältnis zur Welt zu bestimmen. Was also macht vom Architektonischen her betrachtet Heimat aus? Ist jeder Raum, jedes Haus dazu befähigt, Heimat zu transportieren?

Das erwähnte Zitat Heideggers stammt aus dessen Aufsatz *Bauen Wohnen Denken* (1951). Heidegger hatte angesichts von Wohnungsnot und Heimatlosigkeit der Nachkriegszeit versucht, dem Bauen und dem Wohnen eine verpflichtende Rolle auf das *Sein*, also auf das Leben an sich zuzuweisen: »*Wie, wenn die Heimatlosigkeit des Menschen darin bestünde, dass der Mensch die eigentliche Wohnungsnot noch gar nicht als die Not bedenkt?*«⁷ Umgekehrt gewendet: Weil der Mensch die eigentliche Wohnungsnot selbst, sein Nicht-Wohnen-Können oder Nicht-mehr-Wohnen-Können eben nicht als die eigentliche Not ansieht, erwächst aus dieser eine Heimatlosigkeit. Der Mensch ist von dem allgemeinen Wohnungselend der Industrialisierung, von den Schrecken der Kriege, von der Vertreibung, etc. so irritiert, dass er nicht wahrnehmen kann, dass [Zitat] »*die eigentliche Not des Wohnens [...] nicht erst im Fehlen von Wohnungen [besteht]. Die eigentliche Wohnungsnot ist auch älter als die Weltkriege und die Zerstörungen, älter auch denn das Ansteigen der Bevölkerungszahl auf der Erde und die Lage des Industriearbeiters.*«⁸ Doch weil wir die vielfältigen äußeren Einflüsse für die Irritationen im Wohnen verantwortlich machen, kommen wir der eigentlichen Heimatlosigkeit nicht auf den Grund. Denn – so Heidegger: »*Sobald der Mensch jedoch die Heimatlosigkeit **bedenkt**, ist sie bereits kein Elend mehr.*«⁹

⁶ Martin Heidegger. *Bauen Wohnen Denken* (1951). In: Ders. Gesamtausgabe. Bd. 7. Frankfurt/Main 2000. S.160.

⁷ Ebd. S.163.

⁸ Ebd. S.163.

⁹ Ebd. S.163.

Aus einem Nachdenken und einem Bewusstwerden über das Wohnen soll uns nach Heidegger das Wohnen als solches die Erfahrung des ursprünglichen Seins ermöglichen. Soweit Heidegger zu Wohnen und Heimat in den frühen 50er Jahren. Wie aber können wir Heimat heute verstehen, wo nicht Wohnungsnot, sondern Wohnungsüberschuss viele Städte, insbesondere in Ostdeutschland prägen, wo nicht die Überfüllung von Wohnungen, sondern deren Leere wahrzunehmen ist, wo also nicht Dichte und Leben das Bild der Städte prägen, sondern Verlassenheit und Absterben? – Geht das noch mit dem Empfinden eines Heimes zusammen?

Und was tun wir als Architekten, wenn wir entwerfen oder bauen? Wir stellen etwas her. Und wie stehen wir Architekten zum Begriff der Heimat? Kann man denn Heimat bauen? Ist es nicht zunächst das Haus, der Tisch, der Stuhl, das knarrende Holz der Bodendielen, also die hergestellte Dingwelt, die den Eindruck von Heimat wachruft? Das Herstellen des dauerhaften Ortes ist der konkrete Repräsentant des Gefühls von Heimat: *es schafft einen Raum – und damit räumt es uns ein Heim und Heimat ein*. Dieses *Einräumen* einer Möglichkeit von Heimat im Herstellen sieht Heidegger bereits in dem Begriff von »Raum« eingeschrieben. Heidegger geht von dem Wort *Raum* und seiner Abwandlung im *Einräumen* aus, welches über die Bedeutung von Ort und Raum hinausgeht: Die beiden unterschiedlichen Sinnebenen von Raum,

»[...] Einräumen als Zulassen und Einräumen als Einrichten, gehören zusammen. Als das zwiefache Einräumen ist der Ort eine Hut des Gevierts oder wie dasselbe Wort sagt: ein Huis, ein Haus.«¹⁰

An dem beinahe zaghaften Beschreiben Heideggers können wir bereits sehen: soll ein Ort als Haus und Heimat entstehen, so bedarf es des »Einräumens« als ein »Zulassen« des Ortes zum Geviert, zur Heimstatt. Was heißt dieses? In meinem Verständnis beschreibt es ein Eingehen auf den Ort, auf *seine* Gesetze, auf *sein* Selbst; nicht ein Überstülpen des Ortes mit einer wie auch immer gedachten »Gestalt-Intention«, mit einer speziellen »Funktion«, o.ä. Das wechselseitige »Zulassen« von Raum formuliert so den Gegenpol zwischen einer Heimat im gewachsenen Erzgebirgsdorf und einer möglichen Heimat in der geplanten Siedlung: in dem nicht gestalteten Erzgebirgsdorf, in dem kein Architekt je Hand angelegt hat, das im umgangssprachlichen Sinne »gewachsen« ist, finden wir dieses »Zulassen« als das zitierte »zwiefache Einräumen des Ortes«. Während ich hier vom Erzgebirgsdorf spreche, weist Heidegger in seinem Text auf den Schwarzwaldhof hin und führt aus:

»Denken wir für eine Weile an einen Schwarzwaldhof, den vor zwei Jahrhunderten noch bäuerliches Wohnen baute. Hier hat die Inständigkeit des Vermögens, Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen einfältig in die Dinge einzulassen, das Haus gerichtet. Es hat den Hof an die windgeschütz-

¹⁰ Ebd. S.160.

te Berglehne gegen Mittag zwischen die Matten in die Nähe der Quelle gestellt. Es hat ihm das weit ausladende Schindeldach gegeben, das in geeigneter Schräge die Schneelasten trägt und tief herabreichend die Stuben gegen die Stürme der langen Winternächte schützt. Es hat den Herrgottswinkel hinter dem gemeinsamen Tisch nicht vergessen, es hat die gebeiligten Plätze für Kindbett und Totenbaum, so heißt dort der Sarg, in die Stuben eingeräumt und so den verschiedenen Lebensaltern unter einem Dach das Gepräge des Ganges durch die Zeit vorgezeichnet. Ein Handwerk, das selber dem Wohnen entsprungen, seine Geräte und Gerüste noch als Dinge braucht, hat den Hof gebaut.»¹¹

Was also kennzeichnet das Wohnen im Haus als Heimat? Es ist die Identifikation mit den Elementen der Welt, mit ihren angenehmen Seiten, dem Geruch von Heu und Natur, wie auch mit ihren bedrohlichen Seiten, der Kälte, den Stürmen, und auch der Entbehrung. Es ist gekennzeichnet durch Direktheit, nicht durch Abgehobenheit modernistischer Entfremdung infolge von Technik (Bautechnologie), infolge von gestaltender Ästhetik oder funktional schematisierter Grundrisse.

Denn Heimat ist ein Identifikationsmodell. Wenn also Heimat Identifikation bedeutet, womit identifizieren wir uns? Mit dem »Gewohnten« - also dem, was ursprünglich dem Wohnen entstammt und dem Sein selbst entspricht. Maurice Merleau-Ponty sagt: »Das Sein *verlangt Schöpfungen von uns*, damit wir es erfahren.«¹² Innerhalb dieses Gewohnten, aber nicht per se Erfahrbaren, suchen wir Identifikation mit dem, was uns anspricht, was mit uns in einen Dialog tritt, ohne dabei in sich abgeschlossen zu sein. Diese Identifikation basiert in meiner Auffassung auf drei Wurzeln:

- Geschichte (so ist das, was Geschichte hat, prädestiniert dafür, Heimat zu projizieren)
- Gesellschaft;
- Gebrauch (denn im Gebrauch selbst erfahren wir Heimat);

Was nicht darin vorkommt, oder was zweitrangig ist, ist so etwas wie Schönheit oder Ästhetik. Ja vielleicht liegt in der Identifikation mit Heimat so etwas wie eine Anti-Ästhetik: es geht nicht um das Besondere, das die Ästhetik aus ihrem auf Besonderheit ausgerichteten Gebrauch heraus immer einfordert. Es geht im Gegenteil um den Gebrauch des Hergestellten im Alltag, in dem die Dinge sein können, wie sie *von sich her* sind, und nicht so, wie ein ästhetisierender oder gestaltender Blick diese zurechtrücken will. Heidegger zeigt an anderer Stelle, nämlich in seinem Text *Der Ursprung des Kunstwerkes* (1935/36) dieses am Beispiel von van Goghs *Bauernschubben*: »Hier erst [im Bild von van Gogh] sind sie, was sie sind. Sie sind dies umso echter, je weniger

¹¹ Ebd. S.162.

¹² Maurice Merleau-Ponty. *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München 1994. S.253.

die Bäuerin bei der Arbeit an die Schuhe denkt oder sie gar anschaut oder auch nur spürt. [...] So dienen die Schuhe wirklich.«¹³ Und ist es nicht so, dass wir gerade in diesem Moment dem Gefühl von Heimat uns besonders nahe fühlen? Es ist das einfache Sein der Dinge, das Dienen des Zeugs, wenn die Dinge in ihrem *Gebrauch* aufgehen, das uns der Heimat nahe kommen lässt, – nicht die *Besonderheit* ihrer Gestaltung, nicht die Besonderheit oder gewollte Andersheit ihrer Materialien. Ernst Bloch spricht in dem Zusammenhang des zunehmenden Strebens der modernen Architektur zu Transparenz von einer »Entinnerlichung«¹⁴ der architektonischen Welt: »So abgehoben ist das alles vom wirklichen Menschen, von Heim, Behagen, Heimat.«¹⁵

Kann Heimat also entworfen werden – kann Heimat gebaut werden? In unserem Wusch nach Heimat geht um die Sehnsucht hinter dem Konkreten, um den Wunsch hinter dem Gelebten.

Was also deutet in der heutigen Architektur auf Heimat hin? Werfen wir einen Blick auf die Realität. Denn die Realität sieht ja so aus, dass man weniger ein Haus baut, um eine Heimat zu haben, als dass man ein Haus baut, um sein Geld gut anzulegen, Vorsorge für das Alter zu treffen oder Steuern zu sparen, so wie Kant in seiner *Teleologischen Urteilskraft* ausdrückt, dass »z.B. das Haus zwar die Ursache der Gelder ist, die für Miete eingenommen werden, aber doch auch umgekehrt die Vorstellung von diesem möglichen Einkommen die Ursache der Erbauung des Hauses war.«¹⁶ Und auch wenn wir das Haus für uns selbst bauen, so heißt dies keineswegs, dass die genannten Gründe deswegen weniger zuträfen. Können wir also mit dem heutigen, einerseits auf Massenwohnungsbau und andererseits auf stilistische Besonderheit ausgerichteten Bauwesen überhaupt noch von einer Beheimatung durch das Bauen sprechen? Es scheint, als sei Kants Zweckorientierung, seine Teleologie am Dinglichen mit der Moderne erst so recht gesellschaftlich präsent geworden in Gestalt der rationalistisch zu argumentierenden Massenwohnungsbauten: Kants *Kritik der Urteilskraft* birgt ja neben der *Ästhetischen Urteilskraft* auch die *Kritik der teleologischen Urteilskraft*; und diese verheißt eine Betrachtung des Dinges nach seinem Zweck; ist der Zweck bereits in ihrer Materialität begründet (als so genannter »Naturzweck«), ergibt sich das Urteil aus der Zweckmäßigkeit des Objektes selbst unmittelbar.

Hand aufs Herz also: wie nähern wir uns selbst dem Haus als unserer Heimstatt? Zielt unser Umgang mit dem Haus in eine teleologische, eine berechnende Richtung oder in eine transzendental-ästhetische? Nach Kant sind Kunstwerke – zu denen wir hier auch Häuser zählen können – einer besonderen Betrachtung unterworfen, die eine eigene Rationalität, eine Zweckausrichtung im Umgang mit sich bedingt. Ich muss nicht extra darauf hinweisen, dass gerade

¹³ Martin Heidegger. *Der Ursprung des Kunstwerkes* (1935/36). Stuttgart 1960. S.27.

¹⁴ Ernst Bloch. *Das Prinzip Hoffnung*. (1959). Frankfurt/Main 1985. S.859.

¹⁵ Ebd. S.861.

¹⁶ Immanuel Kant. *Kritik der Urteilskraft*. Frankfurt/Main. § 65.

dieser Umgang im Sinne einer rationalen Teleologie dem ›Gefühl‹ von Heimat entgegensteht, welches doch eher einen transzendental-ästhetischen Anspruch erhebt; »ästhetisch« nicht im Sinne von »schön«, sondern »ästhetisch« im ursprünglichen Sinne als wahrgenommene Erfahrung, die ein Gefühl auslöst. Das Besondere bei diesem ästhetischen Gefühl liegt darin, dass es *nicht* vom Faktor des Schönen abhängt. Das Schöne stört zwar nicht das Gefühl der Heimat, bedingt es aber auch nicht.

Ich versuche zusammenzufassen: »Als ›Heimat‹ kann das Haus nur gelten, wenn darin die architektonische *Identität* in einer wie auch immer ausformulierten Beziehung zum grundlegenden *Bezug* von ›Haus‹ steht – und nicht allein zu seiner Zweckbezogenheit. In der Gestalt des Hauses trifft das Vertraut-Unsichtbare eines Gefühles des Geborgenseins das Konkrete der architektonischen Gestaltung.¹⁷ Wollen wir durch Architektur Heimat herstellen, so müssen hier das *Ansich* des Hauses und das *Fürmich* des Subjektes zueinander finden. So ist Heimat beides: ein zutiefst Subjektives, wie auch ein grundgelegtes Allgemeines.

¹⁷

Siehe dazu auch die Dissertation des Verfassers: »Vom Identischen zur Identität von Architektur«. Kapitel 3.3. S.152.